Morgen

Wochenschrift für deutsche Kultur, begründet von Richard Strauß / Georg Brandes / Richard Muther / unter Mitwirkung von Hugo von Hofmannsthal.

Unter ständiger Mitwirkung von Hermann Bahr / Otto Julius Bierbaum / Wilhelm Bölsche / Georg Brandes / Bruno Buchwald / Ludwig Gurlitt / Hugo von Hofmannsthal Karl Jentsch / Richard Muther / Felix Salten / Karl Schnitzler / Frank Wedekind

Nummer 31 — Abonnement vierteljährlich 6 Mark, Preis der einzelnen Nummer 50 Pfg. — 31. Juli 1908

Die Sanktion des internationalen Rechts.*)

Von Elihu Root, Minister der auswärtigen Angelegenheiten der Vereinigten Staaten.

Wer an die Anwendung des nationalen Rechtes gewöhnt ist und seine Aufmerksamkeit zum ersten Mal jenen praktischen Fragen zuwendet, die nach den Regeln des internationalen Rechtes zwischen den Staaten sich erheben, ist notwendigerweise über den Unterschied erstaunt, der zwischen diesen beiden Systemen besteht; ein Unterschied, der die geistigen Elemente jeder Diskussion darüber materiell berührt und scheinbar grundlegend ist. Die von dem nationalen Juristen vorgebrachten Erwägungen und Argumente haben zur Aufgabe, einen bestimmten Gesetzes-Mechanismus in Bewegung zu setzen, der zu einem richterlichen Urteil führt, das sich mit der ganzen staatlichen Macht dem seiner Rechtsprechung und Kontrolle unterworfenen Gerichtsuntertan auferlegt. Dem nationalen Juristen bietet sich ein klarer, bestimmter und sicherer Schluß der Kontroverse dar, und zur Sicherung der endgültigen Wirksamkeit dieses Schlusses erheben sich im letzten Grunde der Gerichtsvollzieher und der Schutzmann als Garanten. Umgekehrt scheint es, wenn der internationale Jurist jene akademischen Erörterungen verläßt, wo er niemanden als sich selbst zu überzeugen hat und in einem konkreten Falle Recht oder Unrecht festzustellen sucht, daß sich seine Erwägungen und Argumente nirgendshin richten, außer an das Gewissen und Rechtsempfinden der Gegenpartei. Nur in seltenen Ausnahmefällen haben die Schlüsse des internationalen Juristen, so klar sie auch dargelegt sein mögen, die bindende Gewalt eines möglichen Krieges hinter sich.

Bei der großen Mehrheit der unter der Herrschaft des internationalen Rechtes erstehenden Fragen bemerkt man äußerlich keinerlei Grund, der eine der beiden Parteien veranlassen könnte, ihre Ansprüche aufzugeben und ihr Interesse vor den Argumenten des Gegners zurücktreten zu lassen. Es hat den Anschein, als ob jede Partei bei der Zustimmung oder Ablehnung der ihr entgegengesetzten Argumente nur ihrem freien Willen gehorchen würde. Diese scheinbare Abwesenheit einer Sanktion für die Anwendung der Regeln des internationalen Rechtes führte zu der Behauptung, daß diese Regeln die Bezeichnung eines Rechtes überhaupt nicht verdienen, und die scheinbare Unmöglichkeit, zu einem Ziele zu gelangen, erweckt in einem Kopfe, der seine Beobachtung auf das Verfahren in einem einzelnen, ihn gerade beschäftigenden Fall beschränkt, den Eindruck, daß das Argument selbst wenig Einfluß besitzt.

Dennoch hören die Minister der auswärtigen Angelegenheiten in der ganzen Welt nicht auf, untereinander Fragen des internationalen Rechtes, des öffentlichen wie des privaten, zu erörtern. Eifrig und hoffnungsvoll reihen sie die Tatsachen aneinander, liefern sie die Bekundungen,

*) Diese Rede wurde vor der amerikanischen Gesellschaft für internationales Recht gehalten. D. R.

präsentieren sie Beweise, häufen sie Berichte und Noten an, um zu beweisen, daß die Regeln des internationalen Rechtes fordern, daß diese oder jene Sache gemacht oder nicht gemacht werde. In einer Unzahl von Fällen geben die Staaten diesen Argumenten nach und richten, aus Achtung vor den Regeln, ihr Verhalten danach ein, wenn dieses auch unter Umständen gegen ihr augenblickliches Interesse geht.

Warum sieht man fortwährend die Nationen Argumenten nachgeben, die anscheinend keinerlei zwingende Kraft hinter sich haben? Warum sieht man sie vor der Macht dieser Argumente ihre Pläne aufgeben, ihre Haltung ändern, ihr Unrecht verbessern? Eine aufmerksame Prüfung dieser Frage scheint zu dem Schluß zu führen, daß der Unterschied zwischen nationalem Recht und internationalem Recht im Hinblick auf die Gehorsam auferlegende Gewalt mehr scheinbar als wirklich ist, und daß Sanktionen bestehen, um die Anwendung des internationalen Rechtes nicht minder tatsächlich und substantiell zu machen, als jene, die dem nationalen Recht Achtung sichern. Es ist ein Irrtum, zu behaupten, daß die Sanktion, die den Staatsgesetzen Gehorsam verschafft, einzig und allein oder hauptsächlich in den vom Gesetze selbst als Folge seiner Verletzung vorgesehenen Strafen und Züchtigungen besteht. Nur in Ausnahmefällen halten sich die Menschen aus Furcht vor der Geldstrafe oder dem Gefängnis zurück, ein Verbrechen zu begehen. In der großen Mehrheit der Fälle tun sie es deshalb, weil sie sich in der Gemeinschaft, in der sie leben, die öffentliche Verdammung und die Schande nicht zuziehen wollen, die sie erreichen würde, wenn sie das normale Verhaltungsniveau verschmähen würden, das die Gemeinschaft ihren Mitgliedern vorschreibt. Im allgemeinen ist die Verachtung, die der Verurteilung und der Strafe folgt, furchtbarer zu ertragen als die materielle Wirkung der Einsperrung oder der Eigentumsentziehung. Ereignet es sich einmal, daß die öffentliche Meinung und das Gesetz nicht übereinstimmen, so ist die öffentliche Meinung immer die stärkere Kraft. Ich habe einmal einen Knaben, der unter den abgebrühtesten New Yorker Vagabunden heranwuchs, weinen gesehen, weil man ihn, anstatt in das Staatsgefängnis, in das Zwangserziehungshaus sandte. Das Zwangserziehungsinstitut bietet verhältnismäßig Behaglichkeit, sogar Komfort, und die Möglichkeit, rasch die völlige Freiheit wiederzuerlangen, während das Staatsgefängnis Zwangsarbeit und eine lange und harte Einsperrung bedeutet. Aber in den Augen seines aus Gewohnheitsverbrechern bestehenden Verkehrs war ein Aufenthalt im Staatsgefängnis ein Beweis der Mannhaftigkeit, eine Auszeichnung, während die Unterbringung in einem Asyl eine Behandlung bedeutet, die der unverantwortlichen Kindheit zukommt. Er gab der Strafe der Mannhaftigkeit, auf die er stolz war, den Vorzug gegenüber einer Unterkunft für die Jugend, deren er sich schämte. Nicht nur die Wirksamkeit der durch das Gesetz gegen das Verbrechen ausgesprochenen Strafen entstammt der öffentlichen Meinung, die sie deckt, diese Strafen sind auch nur eine Ausdrucksform der öffentlichen Meinung. Die Gesetze sind eben nur insoweit anwendbar, als sie mit den Ansichten der Gemeinschaft, in der sie angewendet werden sollen, übereinstimmen. In dem Maße, in dem sich die Meinung ändert, werden die alten Gesetze ungültig, und andere Bestrebungen treten hervor. Und wenn, wie es zuweilen vorkommt, die gemachten Gesetze der öffentlichen Meinung vorausgeeilt sind, müssen sie in der Regel mit der Anwendung warten, bis die öffentliche Meinung sich zu der Erkenntnis ihres Wertes erhoben hat. Die Kraft des Gesetzes liegt eben in der öffentlichen Meinung, die sie vorschreibt.

Das Bedürfnis, sich dem Niveau der Gemeinschaft anzupassen, und die Furcht, von dieser Gemeinschaft verurteilt zu werden, sind durch jene praktischen Erwägungen gestärkt, die Erfolg oder Mißerfolg im Leben bestimmen. Um in seinem Beruf zu reussieren, muß man sich dem Rechtschaffenheitsniveau der Gemeinschaft anpassen. Viel häufiger ist es diese Erwägung als der Gedanke an den Gerichtsvollzieher, der die Menschen dazu führt, ihre Schulden zu bezahlen und ihre Verpflichtungen zu beachten. Die soziale Wertschätzung, Autorität, Macht, Ueberlegenheit im Berufe, in den offiziellen Situationen und in allen genossenschaftlichen Unternehmungen hängen von der Art ab, wie man sich dem Verhaltungsniveau der Gemeinschaft anpaßt. Der Verlust dieser Vorteile ist die ärgste Strafe, die die Gesellschaft verhängen kann. Nur für die gelegentlichen Dissidenten von dieser Norm haben Gerichtsvollzieher und Schutzmann zu intervenieren, und nur weil diese Dissidenten gelegentlich und verhältnismäßig wenig sind, können Gerichts-

vollzieher und Schutzmann überhaupt in Aktion treten. Für die große Masse der Menschheit ziehen die von der Gesellschaft errichteten Gesetze ihre Kraft direkt aus der Macht der öffentlichen Meinung, die als Sanktion ihrer Urteile, die Verweigerung fast alles dessen in ihrer Macht hält, was die Menschen im Leben zu erlangen sich bemühen.

Die Regeln des internationalen Rechtes ziehen ihre Kraft aus derselben Art von Aktion, die zwar weniger bestimmt und weniger gebieterisch ist, aber deren Kontrollwirkung unaufhörlich zunimmt. „Eine würdige Achtung der öffentlichen Meinung der Menschheit" hat unter den Nationen sicherlich nicht begonnen noch geendigt mit der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung, aber es ist doch interessant festzustellen, daß der erste öffentliche nationale Akt der Neuen Welt ein Aufruf an jene internationale öffentliche Meinung bildete, deren Macht und Wirksamkeit die Neue Welt in so hohem Maße gefördert hat. Früher trugen die Nationen, eine jede isoliert, sich mit ihrer eigenen Meinung über sich begnügend und gleichgültig gegen die Meinung der anderen, durch Unwissenheit und gegenseitige Mißhelligkeiten von der übrigen Welt getrennt, nur der materiellen Macht der anderen Nationen Rechnung. Gibbon konnte vom byzantinischen Reiche sagen: „Allein in der Welt, ist der gesättigte Stolz der Griechen nicht durch den Vergleich mit fremdem Verdienst gestört worden, und es ist nicht erstaunlich, daß sie, da sie weder Konkurrenten besaßen, die sie anregten, noch Richter, die sie für ihre Siege krönten, degenerieren mußten."

Jetzt jedoch kann man klar die Wirkungen des Fortschrittes erblicken, der unaufhörlich vor sich geht und der Isolierung der Nationen ein Ende macht. Dieser Fortschritt durchsetzt jedes Land mit Kenntnis von den Vorgängen der andern Länder und verbreitet in der ganzen Welt hinreichende Klarheit über die Haltung einer jeden Regierung, um Kritik und Beurteilung zu erzeugen. Dieser Fortschritt schafft allmählich eine Gesellschaft der Völker, in der sich neue Verhaltungniveaus entwickeln, und wo eine öffentliche Weltmeinung die Nationen verpflichtet, sich dem errichteten Niveau anzupassen, oder sie verurteilt, wenn sie sich davon entfernen. Die Entwicklung der Reise- und Transporterleichterungen, die ungeheuere Vermehrung von Produktion und Handel, die Wiederbelebung der Kolonisation, die Entwicklung der Kolonien zu gigantischer Höhe, die Möglichkeit, daß der Pflanzer, dank der Schiffe, der billigen Eisenbahnen und der Auswanderungsagenturen, weit von der Küste leben kann, das Hin und Her von Millionen von Auswanderern durch die nationalen Linien hindurch, die wunderbare Entwicklung der Telegraphie und der Presse, die im Augenblicke jedes interessante Ereignis, das sich selbst in den entferntesten Gegenden zuträgt, herbeibringen und verbreiten, dies alles hat bei diesem großen Wandel mitgewirkt.

In der gleichen Zeit aber, in der die Isolierung aufhört und in der Folge eine Gemeinschaft der öffentlichen Meinung möglich wird, bilden sich durch Definition und Annahme von Regeln Verhaltungsniveaus, die allmählich von dem Gebiete der Erörterung in das einer allgemeinen Regel übergehen. Das ist ein Fortschritt, zu dem die neuerlichen Haager Konferenzen in hohem Maße beigetragen haben. Es gibt heute kein zivilisiertes Land, das nicht für diese allgemeine Meinung empfänglich wäre, nicht eines, das sich bereitwillig diskreditieren lassen wollte, indem es sich brutal auf seine materielle Macht stützte, um anderen Ländern die Wohltat der erkannten Rechtsregeln zu bestreiten. Die der internationalen öffentlichen Meinung erwiesene Ehrerbietung steht im Verhältnis zu der Größe einer Nation und ihres Kulturstandes. Die widerspenstigste Nation wird sich unter den isoliertesten und am wenigsten kultivierten der Welt befinden, unter jenen, deren Unwissenheit von der Welt sie hindert, die Wirkungen der Weltmeinung zu vernehmen. Und für diese Kategorie von Ländern werden die Unordnung im Innern, Bedrückung, Armut und Niedertracht die Strafen bilden, die uns verkünden, daß die Gesetze, die von der Kultur errichtet wurden, um unsere nationale Haltung zu leiten, nicht ungestraft ignoriert werden können.

Die nationale Achtung der internationalen öffentlichen Meinung ist nicht lediglich ein Produkt der Selbstliebe, auch entspringt sie nicht nur dem Wunsche, sich die Billigung und die gute Meinung der Menschheit in Einklang zu setzen. Die Ursachen liegen viel tiefer. Hinter dem Wunsche nach Billigung und hinter der Furcht vor einer allgemeinen Verurteilung liegt für die Nationen ebenso wie für die Individuen ein tiefes Empfinden für das Interesse. Dieses Empfinden

hat einesteils die Erkenntnis zur Grundlage, daß die Menschheit ihre Anschauungen durch ihre Haltung unterstützt und daß die Nichtbeachtung des allgemeinen Niveaus Verurteilung und Isolierung bedeutet; andererseits die Erkenntnis, daß in dem wechselseitigen Austausch, in dem Geben und Nehmen der internationalen Angelegenheiten, es für eine Nation besser ist, sich den Schutz des Gesetzes zu sichern, indem man sich ihm lieber unterwirft, als durch seine Ignorierung seine Vorteile zu verlieren.

Außerdem hat man das Bewußtsein, daß bei den wichtigsten Angelegenheiten der Völker, bei den Erfolgen ihrer Unternehmungen und ihrer Entwickelung, ein undefinierbarer und fast mysteriöser Einfluß durch die allgemeine Weltmeinung in bezug auf die Ehrenhaftigkeit einer Nation und ihrer Haltung ausgeübt wird. Die größten und stärksten Regierungen erkennen diesen Einfluß an und tragen ihm Rechnung. Sie fürchten die durch eine allgemeine feindliche Meinung geschaffene moralische Isolierung und die sich daraus ergebenden wenig freundschaftlichen Empfindungen. Sie verlangen nach allgemeiner Billigung und nach den wohlwollenden Gefühlen, die diese begleiten.

Dies alles ist völlig unabhängig von irgend einem Kalkül über die materielle Kraft, die die Meinung anderer darstellt. Es ist schwierig, genau zu sagen, warum diese Meinung wichtig ist, weil es immer schwer ist, die Wirkung moralischer Kräfte zu analysieren. Aber wahr ist es und allgemein anerkannt, daß ein Land, das für sich die moralische Kraft der Weltbilligung hat, stark ist, während ein Land, das die Verurteilung der Welt zu ertragen hat, schwach ist, wie groß auch seine materielle Macht sein möge.

Dies sind die Erwägungen, die den Gang der nationalen Haltung in bezug auf die große Mehrheit jener Fragen entscheiden, auf die die Regeln des internationalen Rechtes anzuwenden sind. Die wirkliche Sanktion, die diesen Regeln Kraft verleiht, ist der Nachteil, der dem Widerstande gegen die öffentliche Meinung unweigerlich folgt. Es gehört zu den Ausnahmen, wenn eine Gesetzesverletzung hinter der Diskussion die äußerste Möglichkeit eines Krieges vermuten läßt, grade so wie der Gerichtsvollzieher und der Schutzmann nur bei gelegentlichen und verhältnismäßig seltenen Verletzungen des nationalen Rechtes einzugreifen haben.

Die Macht der öffentlichen Meinung kann sich wohlgemerkt nur auf verhältnismäßig einfache Fragen, auf klar und faßliche Rechte beschränken; bei komplizierten oder zweifelhaften Fragen, bei denen es schwer ist, sich zu entscheiden, kann jede Partei in der Diskussion ihren Standpunkt verfechten und sich weigern, den Argumenten der anderen Partei nachzugeben, ohne damit der öffentlichen Verurteilung zu verfallen. Aber für diese Kategorie von Fragen liefert die Entwicklung der Schiedsgerichtsbarkeit ein neues Hilfsmittel. So verwickelt eine Frage auch sein mag, der Vorschlag, sie einem unparteiischen Tribunal zu unterwerfen, ist außerordentlich einfach, und der Vorschlag, die Entscheidung eines solchen Tribunals anzunehmen, ist ebenso einfach. Die Nation aber, die sich weigert, eine Frage der Schiedsgerichtsbarkeit zu unterwerfen, verfällt natürlich der Verurteilung.

Offenkundigerweise wird diese Macht der internationalen öffentlichen Meinung weniger von den Regierungen ausgeübt als von dem Volke eines jeden Landes, dessen Anschauungen durch die Presse zum Ausdruck kommen, die die nationale Haltung gegenüber dem Lande, dessen Verhalten in Frage ist, entscheidet. Die internationale Meinung ist der Akkord der individuellen Meinungen innerhalb der Nationen. Das sicherste Mittel, zu einer Sicherung der Anwendung des internationalen Rechts zu gelangen, liegt darin, die Gewalt der öffentlichen Meinung an Stelle der Macht der Armeen und Flotten zu stellen und einerseits die „würdige Achtung vor der Meinung der Menschheit", wie sie in der großen Erklärung von 1776 Platz gefunden hat, zu ermutigen, andererseits in der Bevölkerung eines jeden Landes eine richtige Würdigung der internationalen Rechte und Pflichten zu verbreiten, gleichzeitig mit der Kenntnis der Grundsätze und Regeln des internationalen Rechtes, denen sich die nationale Haltung anzupassen hat, so daß die allgemeine Meinung, deren Billigung oder Verurteilung die Stelle der Rechtssanktion vertritt, heilsam, gerecht und der Achtung würdig sein könne.

Reichsfinanzreform.

Von M. Erzberger, M. d. R. (Schluß.)

4. Die Aufbringung erhöhter Einnahmen.

Wenn man in der Tagespresse von der Reichsfinanzreform spricht, hat man immer nur diesen Punkt im Auge, der von mir absichtlich an den Schluß gestellt worden ist. Gewiß geht es ohne erhöhte Einnahmen nicht ab; die Frage aber, um welche Summe die Einnahmen zu erhöhen sind, ist eine sehr strittige; sie kann nur durch eine genaue Feststellung des Ausgabebedarfes beantwortet werden. Daher ist ein Blick auf den letzten Etatsvoranschlag geboten. Welches sind unsere Ausgaben? Das Jahr 1908 enthält folgende wichtigste Summe im Voranschlag:

Reichsheer	853,8	Mill.	Mark;	56,6	Mill.	Mark	auf	Anleihe,
Marine	348,9	„	„	90,1	„	„	„	„
Reichsschuld	146,5	„	„					
Pensionsfonds	143,0	„	„					
Kolonien	55,2	„	„	8,2	„	„	„	„
Reichszuschuß zur Invalidenversicherung	51,0	„	„					
Für Witwen- und Waisen-Versicherung	53,0	„	„					
Veteranenbeihilfe	21,0	„	„					
	1672,4	Mill.	Mark;	154,9	Mill.	Mark	auf	Anleihe.

Die kleineren Verwaltungsausgaben, selbst wenn sie 10 Millionen M. übersteigen, sind hier nicht mitgerechnet und unter den Anleihen nicht die Ausgaben der Reichspost, Reichseisenbahn und für die Verbreiterung des Nordostseekanals. Wenn man sich in runden Summen ausdrücken will, so kann man sagen, daß das Reich im Jahre 1700 Millionen M. Ausgaben hat. Wie hoch stellen sich nun die Einnahmen in diesem Etat? Diese lassen sich in zwei große Gruppen einteilen: in Ueberschüsse der Verwaltungen und in Zölle mit indirekten Steuern nebst Matrikularbeiträgen. Während für die Einzelstaaten die Ueberschüsse aus den Betriebsverwaltungen des Rückgrat der Einnahme darstellen, ist es im Reiche anders; nur Reichspost, Reichseisenbahnen, Reichsdruckerei, Gewinnanteil an der Reichsbank und Gebühren bei einzelnen Behörden (u. a. Konsulate, Patentamt, Kanalamt, auch Tilgung der chinesischen Schuld) kommen in Betracht. Die Reichspost hat — ohne die auf Anleihe genommenen Ausgaben — in den letzten sechs Jahren durchschnittlich 60 Millionen M. Ueberschuß geliefert, die Reichseisenbahnen 20 Millionen, die Reichsdruckerei 2,5 Millionen, die Reichsbank 18 Millionen, die Gebühren 40 Millionen M. Das Jahr 1908 zeigt nun — wiederum unter Weglassung der auf Anleihe genommenen Ausgaben für werbende Anlagen — folgende Ueberschüsse:

Reichspost	73,7	Mill.	Mark
Reichseisenbahnen	23,6	„	„
Reichsdruckerei	2,5	„	„
Reichsbank	22,6	„	„
Gebühren usw.	42,6	„	„
	165,0	Mill.	Mark.

Neben 1700 Millionen M. Ausgaben stehen somit nur 165 Millionen M. Ueberschüsse aus den Verwaltungen; der Rest von 1535 Millionen M. muß somit auf andere Weise, d. h. durch Zölle, Verbrauchsabgaben und Stempelsteuern, und was dann noch fehlt, durch Matrikularbeiträge aufgebracht werden. Welche Zahlen zeigt hier der Etatsvoranschlag für 1908, und zwar in der Roheinnahme wie in der Reineinnahme nach Abzug der Vergütungen, Erhebungs- und Verwaltungskosten? Hier die Antwort:

Bezeichnung der Einnahme:	Roheinnahme Mill. Mark:	Reineinnahme Mill. Mark:
Zölle	704	667
Tabaksteuer	12	11,3
Zigarettensteuer	15	14,3
Zuckersteuer	148	141,4
Salzsteuer	58	57,2
Maischbottichsteuer	36	8,6
Branntweinverbrauchsabgabe	128	108,2
Brennsteuer	11,3	0,0
Schaumweinsteuer	6	5,4
Brausteuer	62	55,3
Spielkartenstempel	1,8	1,7
Wechselstempel	16	16
Reichsstempelsteuer (Börsensteuer und Lotteriestempel)	82,1	81
Frachturkundenstempel	16	15,7
Fahrkartensteuer	24	23,5
Automobilsteuer	2	1,96
Tantiemesteuer	6	5,9
Erbschaftssteuer	42	42
Statistische Gebühr	1,5	1,4
	rund: 1372 Mill. M.	1258 Mill. M.

Hinzu treten noch 23,5 Millionen M., welche die Bundesstaaten Bayern, Württemberg, Baden und Elsaß-Lothringen teils zum Ausgleiche für die Brausteuer und teils an Ueberschuß der Reichspost zu zahlen haben, so daß das Reich eine Reineinnahme von 1258+23 = 1281 Millionen M. hat. Nimmt man die 165 Millionen M. Ueberschüsse hinzu, so ergibt dies eine Einnahme von 1446 Millionen M., denen eine Ausgabe von 1700 Millionen M. gegenübersteht. Der Fehlbetrag ist somit 254 Millionen M., d. h. diese Summe müßte als Matrikularbeitrag den Bundesstaaten auferlegt werden. Da jedoch 154 Millionen M. der Ausgaben durch Anleihe gedeckt sind, bleiben noch 100 Millionen M. Matrikularbeiträge, die in den Ueberweisungssteuern (Branntweinsteuer und Börsensteuer) keine Deckung finden, also „ungedeckt" sind. Aber der eigentliche Fehlbetrag ist 254 Millionen M. schon im Jahre 1908.

Nun läßt sich gar nicht in Abrede stellen, daß dieses Defizit im Jahre 1909 noch größer erscheinen wird, da die Aufbesserung der Beamtengehälter, die Erhöhung des Wohnungsgeldzuschusses hinzutritt; ferner ist damit zu rechnen, daß bis in drei

Jahren der Reichsinvalidenfonds, der 1873 mit 561 Millionen M. dotiert wurde, aufgezehrt ist, die Militärinvaliden aber noch da sind, so daß der Anspruch an die Reichskasse noch um 30—35 Millionen M. wächst. Man muß auch mit der natürlichen Zunahme der Ausgaben rechnen, mit der Tatsache, daß nach dem beschlossenen Flottengesetz die Ausgaben in einigen Jahren um 100 Millionen M. gestiegen sind. Was man endlich über die Mehrausgaben der künftigen Militärvorlage hört, läßt einem die Haare zu Berge stehen, und man ist nicht mehr ungläubig, wenn man liest, daß Herr Sydow 450—500 Millionen M. neuer Steuern wünscht. Selbstverständlich muß das natürliche Anwachsen der Einnahmen und die Konsequenz der zugesagten Sparsamkeit auch im Auge behalten werden, ehe man sich über den Gesamtbedarf neuer Steuern endgültig ausspricht; aber daß dieser immer ein hoher bleiben wird, geht aus diesen Zahlen klar hervor.

Woher sollen diese Unsummen geholt werden? Das weiß Herr Sydow, der Bundesrat und der Kaiser; es ist nicht meine Aufgabe, den Steuersucher zu machen, aber einige aus diesem Zahlenmaterial sich ergebenden Fingerzeige sollen doch angedeutet werden.

Da legt sich zunächst die Frage nahe, ob man die Ueberschüsse aus den eigenen Verwaltungen nicht steigern kann; man vergesse nicht, daß diese infolge der Beamtenaufbesserung um mehr als 50% zusammenschmelzen werden. Es legt sich zunächst die Frage nahe, ob in diesen Verwaltungen nicht selbst viel gespart werden kann, ob man z. B. nicht den gesamten Postbetrieb verpachten kann, eine Frage, die ich nur andeuten will, und die noch mehr für die Eisenbahnen gilt. Der Bureaukratie fehlt der kaufmännische Geist; sie arbeitet viel zu teuer; sie läßt untergeordnete Arbeiten durch höher bezahlte Beamte verrichten. Man gehe nur auf ein Postamt in Berlin. Da sitzen Postassistenten mit 1500—3000 M. Gehalt und 540 M. Wohnungsgeld und 48—54 Stunden Wochendienst, um Postwertzeichen zu verkaufen, Posteinzahlungen und Nachnahmen entgegenzunehmen. Dagegen hat der Geldbriefträger 900 bis 1500 M. Gehalt und 360 M. Wohnungsgeld bei 60—66 Stunden Wochendienst, Gelder auszuzahlen, Nachnahmen einzulösen, Postaufträge zu übermitteln, Wechselproteste entgegenzunehmen, Wertbriefe auszuliefern usw. Ist das ein Verhältnis? Eine ganze Unmenge von Postassistentenstellen lassen sich durch Unterbeamte versehen; an jeder einzelnen Umwandlung erspart das Reich mindestens 1000 M.; mit der Zeit können hier 25—30 Millionen M. erspart werden. Wenn es aber in diesem Verkehrsinstitut wie bisher weitergeht, fressen uns nicht nur die Beamten noch auf, wie Frh. v. Gamp meinte, sondern wir erhalten ein ganz gefährliches Beamtenproletariat, das wir nie so besolden können, wie die Leute es wünschen und worauf sie einen gewissen Anspruch haben. Hier muß eine gründliche Reform einsetzen; denn wenn man hundertmal sagt, daß die Post dem Verkehr dienen müsse, so wird doch kein Einsichtsvoller die Ueberschüsse aus derselben ablehnen, sondern sie vermehren wollen. Richtig ist auch die Ansicht, daß Telegraph, Telephon und das Zeitungswesen mit Zuschüssen arbeiten; nach meiner Information hat die Verwaltung für die Bestellung der Zeitungen noch 30 bis 40 Millionen M. zuzuschießen. Ob die Reform auf die Erhöhung der Tarife hinzielt, wird der Monat Oktober zeigen; die Aenderung der Ortsportosätze hat sich nicht besonders bewährt; wenn freilich für das Telephon der Gesprächszähler eingeführt wird,

ist es mit einem Schlage anders. Was für die Post gilt, trifft auch für die anderen Verwaltungen in entsprechender Weise zu.

Unbedingt erforderlich aber erscheint, daß man die Reineinnahme des Reiches in ein besseres Verhältnis zu der Roheinnahme bringt. 114 Millionen M. bleiben infolge der Vergütungen, Erhebungs- und Verwaltungskosten im Jahre dem Reiche verschlossen. Am besten stehen in dieser Hinsicht die Stempelabgaben da, am schlimmsten die Zölle und Verbrauchssteuern; den Rekord hat die Branntweinbesteuerung. Die Brennsteuer, die vollständig in Vergütungen aufgeht, wollen wir ausschalten, da sie nicht dazu geschaffen wurde, um dem Reiche höhere Einnahmen zu geben. Ein Skandal aber ist die Maischbottichsteuer, die bei 36 Millionen M. Rohsolleinnahme 22 Millionen an Steuervergütungen und 5,4 Millionen an Erhebungskosten verschlingt, so daß die Reichskasse noch 8,6 Millionen erhält, das sind 24% der Rohsolleinnahme. Wie ist das möglich? Die Maischbottichsteuer beträgt 1,31 M. für das hl Maischraum, was einer Belastung von 16 M. für das hl reinen Alkohols beträgt. Die technische Vervollkommnung der Brennereien und die hierdurch bedingte bessere Ausbeutung des Materiales haben aber dahin geführt, daß der Steuersatz von 1,31 M. nur noch einen Bruttoertrag von 10—12 M. für das hl reinen Alkohols liefert; dann gehen 15% Erhebungskosten ab, so daß die Reichskasse nur 8,50—10,20 M. erhält. Bei denaturiertem und ausgeführtem Spiritus aber ist die Rückvergütung noch immer 16 M. für das hl reinen Alkohols; die Reichskasse verliert somit an jedem hl 5,80—7,50 M., was einen baren Verlust von 14—15 Millionen M. ausmacht; die Brenner aber lassen sich mehr an Steuern rückvergüten, als sie zuerst bezahlt haben. Die eigentliche Liebesgabe — das Wort stammt von einem ostelbischen Großbrenner — ist hier noch gar nicht mitgerechnet; sie beruht bekanntlich darin, daß für den innerhalb des Kontingents gebrannten Spiritus nur 50 M. Verbrauchsabgabe bezahlt werden muß, für allen anderen aber 70 M. Der Preis des Spiritus aber berechnet sich im allgemeinen nach der höheren Steuer, so daß für den Kontingentsspiritus eine Liebesgabe von 16 bis 20 M. herauskommt; würde man allgemein 70 M. Steuer erheben, so hätte das Reich 45 Millionen M. Mehreinnahme.

Zu diesem System der Vergütungen treten nun die hohen Erhebungskosten, die betragen bei den Zöllen 37,5 Millionen = 5% der Reineinnahme; bei der Zuckersteuer 6 Millionen = 4% der Reineinnahme; bei der gesamten Branntweinbesteuerung 25 Millionen = 21% der Reineinnahme; bei der Brausteuer 6 Millionen = 11% der Reineinnahme. Wo aber das fertige Fabrikat versteuert wird, sind die Erhebungskosten sehr viel geringer: z. B. Zigarettensteuer = 4% der Reineinnahme, Salzsteuer = 1%, Schaumweinsteuer = 4%, Spielkartensteuer = 5%; die Stempelsteuern haben gar nur etwas über 1% Erhebungskosten. Abgesehen von allen wirtschaftlichen Gründen spricht schon dieser rein steuer- und finanztechnische Grund für die tunlichste Einführung der Fabrikatsteuer, die beim Branntwein bei doppelseitiger Staffelung (Größe des Betriebes, Berücksichtigung des Materiales) ohne Mehrbelastung des Spiritus über 70 Millionen M. Mehreinnahme ergibt.

Es darf als selbstverständlich angesehen werden, daß jede Reichsfinanzreform hier einsetzt und zunächst die Ueberschüsse der Verwaltungen zu erhöhen sucht, dann die

schon fließenden Steuern für das Reich ertragshöher macht, ehe man an neue Steuern herangeht. Der Reichstag hat für diesen inneren Ausbau auch eine große Mehrheit, während alle neuen Objekte große Gegner finden, wenn sie auch noch so schön ausgedacht sind.

Die direkten Reichssteuern (Reichseinkommen- und Reichsvermögenssteuer) haben nach den Auslassungen der Parteien keine Aussicht auf eine Mehrheit und können auch in einem Bundesstaat ohne schwere Erschütterungen nicht durchgeführt werden; je mehr die bürgerliche Linke positiv arbeiten soll, um so weiter stellt sie die von ihr früher (Flottengesetz 1900 und Flottengesetz 1906) geforderte Reichsvermögenssteuer zurück. Die Nationalliberalen haben zwar im Dezember 1907 sich einmütig für die Vermögenssteuer ausgesprochen, aber Finanzminister v. Rheinbaben bezeichnete sie dafür in seiner temperamentvollen Art als „Schrittmacher der Sozialdemokratie". Die Wehrsteuer, die man zu dieser Rubrik noch rechnen kann, hat viele Freunde auf 100 km Entfernung; sie verliert aber zusehends, je näher man sie betrachtet; als Kopfsteuer wirkt sie ungerecht und bringt nichts ein; wird Einkommen und Vermögen des Freigewordenen und auch seiner Eltern berücksichtigt, dann gehört sie in das dem Reiche aus guten Gründen verschlossene Gebiet der direkten Steuern.

Eine Erhöhung der Zolleinnahmen ist aus wirtschaftlichen, sozialen und handelspolitischen Gründen nicht durchführbar, zumal sich bereits Strömungen auf Herabsetzung oder Aufhebung der Eisenzölle geltend machen. Die meisten Zölle sind in den Handelsverträgen gebunden; die Luxuszölle, die noch frei sind, werfen kein Geld ab. Der Zollmehrertrag aus Getreide für Brot, Vieh und Fleisch fließt durch die Lex Trimborn in den Witwen- und Waisenversicherungsfonds, an dem keine Partei etwas ändern kann.

So richtet sich der Blick zunächst auf die Verbrauchsabgaben: Bier, Tabak, Branntwein, Zucker, Gas und Elektrizität. Die Blockmehrheit hat im Februar 1908 den geradezu unsinnigen Beschluß zum Gesetze erhoben, daß die Zuckersteuer von 14 M. auf 10 M. herabzusetzen ist, sobald dem Reiche bis 1. April 1909 35 Millionen Mark neuer Steuern erschlossen werden; mit andern Worten: um dem sich vorbereitenden Zuckerkartell ein Geschenk von 35 Millionen M. geben zu können, sollen 35 Millionen M. neuer Steuern geschaffen werden; unter allen bürgerlichen Parteien lehnte nur das Zentrum dieses Gesetz ab. An eine Mehrbelastung des Zuckers kann nicht gedacht werden; aber dieses Gesetz dürfte für die Aufhebung reif sein. Das Bier ist 1906 um 30 Millionen stärker erfaßt worden; die Konservativen wollten schon damals mit der Regierung auf 67 Millionen gehen; ob der Freisinn, der damals jede Erhöhung der Biersteuer verwarf, heute zuschnappt, wird die Zukunft lehren. Der Gedanke einer Reichsbiersteuer dürfte sich nicht verwirklichen lassen, da Bayern, Württemberg und Baden auf ihrem Reservatrecht bestehen bleiben und jede Erhöhung der Brausteuer im Reiche mit höheren Ausgleichsbeiträgen zu zahlen haben; nach den drohenden Erfahrungen mit der Aufgabe der Branntweinsteuerreservate ist natürlich die Geneigtheit für die Reichsbiersteuer noch tiefer gesunken. Der Branntwein soll aber daran glauben müssen; das Spiritusmonopol hat kaum Aussicht auf Annahme, da hierzu die Zustimmung der süddeutschen Parlamente erforderlich ist und Bayern und Baden

hierfür keine Mehrheit haben, auch Württemberg wahrscheinlich nicht. Aus politischen und wirtschaftlichen Gründen ist dieses Monopol zu verwerfen; die Aussicht auf die „Schnapswahlen" — bei jeder Reichstagswahl würde die Höhe des Spirituspreises eine große Rolle spielen — ist nicht sehr verlockend; auf der einen Seite die Schnapsbrenner mit dem Wunsche auf hohe Preise, auf der anderen Seite der Spiritusbezieher vom Handwerker bis zum Automobilisten mit dem Rufe nach Preisermäßigung, da könnte am Ende das Reich weniger erhalten, als es haute an Steuern einnimmt. Die Fabrikatsteuer dürfte hier wohl zuerst Annahme finden. Die Banderolensteuer für Zigarren hat zur Voraussetzung das Verbot der Heimarbeit in dieser Branche, die Folge wäre ein Rückgang des Konsums wie 1879, wenn man auch für eine sozial gerechte Ausgestaltung der Steuer viele Gründe ins Feld führen kann (Wertzoll oder Fakturensteuer statt der Gewichtssteuer). Der Originalgedanke des neuen Reichsschatzsekretärs soll die Steuer auf Gas und Elektrizität sein, eine Verbrauchsabgabe nicht auf ein Fabrikat, sondern auf den Werterzeuger. In Süddeutschland rumort man gewaltig gegen die Steuer auf die „weiße Kohle", die unserer Industrie die Produktion verteuert und neben den sozialen Lasten der Arbeitergesetzgebung den internationalen Wettbewerb erschwert; der „Fortschritt" soll besteuert werden, wohl unter aktiver Mitwirkung der ehemaligen Fortschrittspartei. Der Bauer mit der elektrischen Beleuchtung im Stalle, der Handwerker mit seinem Motor, die großindustriellen Anlagen, die Städte mit ihren Straßenbahnen, der Städter mit seinem elektrischen Licht, sie alle denken mit Grausen an die Besteuerung von Licht und Kraft und wünschen „jede Steuer, nur diese nicht", wie es immer heißt; aber woher soll schließlich das Geld kommen? Man fürchtet von mancher Seite, daß diese Steuer nur den Uebergang zum Elektrizitätsmonopol darstelle. Zu wenig beachtet aber hat man, daß Bayern durch rasche Einführung des elektrischen Betriebes seiner Eisenbahnen sich auf Grund der Artikel 4 und 46 der Reichsverfassung vor der Steuer sichern kann, da dann diese Frage zu einem guten Teile dem Eisenbahnwesen angehört, das der Reichsgesetzgebung in dieser Frage nicht unterstellt ist. Die Reichsweinsteuer würde die Winzer zum Gegner haben und den feierlichen Zusagen an Württemberg und Baden beim Eintritt in das Deutsche Reich zuwiderlaufen.

Zwei Stempelabgaben stehen nach Blättermeldungen in Frage: eine Bankenumsatzsteuer mit $\frac{1}{2}{}^0/_{00}$ würde einen sonderbaren Rahmen zum neuen Börsengesetze liefern, dem Reiche freilich 350—400 Millionen abwerfen. Die Ausdehnung der Reichserbschaftssteuer auf Kinder und Ehegatten wird wohl einer der strittigsten Punkte werden; rechts will man hiervon nichts wissen; links hält man vorerst hieran stark fest. Aber da die Konservativen stärkere politische Knochen haben, der Linksliberalismus stark an politischer Knochenerweichung leidet, so kann man sich ungefähr den Ausfall dieser Kraftprobe darstellen, falls nicht der Ernst der internationalen Situation und das Geschick des Fürsten Bülow und seines Koches „Misère" eine überraschende Aenderung herbeiführen.

Man spricht gerne so viel von einer anderweitigen Festsetzung der Matrikularbeiträge; es soll ein besserer Verteilungsmaßstab als die Kopfzahl gefunden werden. Aber selbst wenn es gelingt, das Volkseinkommen und Volksvermögen der Bundesstaaten bis auf den letzten Heller zu erfassen, so täusche man sich doch nicht darüber, daß erheb-

liche Verschiebungen nicht eintreten werden, daß, von einzelnen Schwankungen abgesehen, alles beim alten bleibt. Ich bin gar kein Gegner eines besseren Verteilungsmodus; aber wenn man in einem Kassenschrank einzelne Fächer etwas vergrößert, andere verkleinert, so hat man doch deshalb nicht mehr Geld im Kasten; so auch hier.

Die Sanierung der Reichsfinanzen ist eine ernste, hochwichtige und dringende Aufgabe, die das Volk in allen Teilen erfassen muß; alle Parteien haben das größte Interesse daran, wie die Lasten verteilt werden sollen; der ganze Reichstag ist davon durchdrungen, daß mit guten Finanzen eine bessere Politik zu machen ist als mit zerrütteten. Der Regierung bleibt die Führung; der neue Lotse S. M. S. hat ein gutes Zeugnis erhalten; möge es ihm gelingen, das Steuerschiff gut in den Hafen zu bringen; der Dank des Vaterlandes ist ihm dann gesichert.

Der Zwischenfall in der englischen Marine.

Von Camille Pelletan.

Es ist nicht ganz leicht, sich über den Vorfall, der sich soeben in der englischen Marine abgespielt und der so gewaltige Erregung bei unseren Nachbarn jenseits des Kanals hervorgerufen hat, ein richtiges Bild zu machen. Man müßte dazu im Besitze von Informationen sein, welche wir erst nach der Untersuchung, von der man spricht, erhalten könnten, die wir aber wahrscheinlich niemals, selbst wenn die Untersuchung stattfinden sollte, erlangen werden; es ist zweifelhaft, ob man dort nicht beide Parteien schont.

Sollte ein ebenso erfahrener wie bedeutender Seemann, wie es Lord Beresford ist, wirklich einen Befehl gegeben haben, der den Verlust eines Kriegsschiffes zur Folge haben konnte? Die Times hat dies wiederholt versichert; und die Times behauptet derartiges, zumal wenn es sich um so hervorragende Persönlichkeiten handelt, nicht so leichthin. Wenn der in Betracht kommende Befehl so gegeben worden ist, wie man ihn meldet, so war er sicherlich sehr unklug und sehr gefährlich. — Es handelte sich darum, zwei große Schiffe, in einer Entfernung von 1200 Meter, zwei Halbkreise beschreiben zu lassen, welche sich notwendigerweise, da die Radien für die Kreisbewegung von Schiffen dieser Dimension gegeben waren, in einem Punkte kreuzen mußten. Eine sichere Gewähr dafür, daß eine Kollision nicht stattfinden würde, konnte man daher nicht geben.

Ich bin über Lord Beresford nicht informiert genug, um zu wissen, bis wieweit es zulässig ist, daß er einen Befehl geben konnte, welcher ein unter sein Kommando gestelltes Schiff in schwere Gefahr brachte. Aber wie dem auch sei, diejenigen, welche einen solchen Irrtum von seiten eines so hervorragenden Seemanns für unmöglich halten, urteilen sehr leichtfertig. — Das Ereignis, das sich soeben zugetragen hat, ruft die Erinnerung wach an ein schweres Mißgeschick, welches die englische Marine betroffen hat, infolge eines unsinnigen Befehls des Flottenchefs. Ich habe bei uns geradezu eine Art Vergnügen beobachtet, mit welchem man sich den bösesten Unklugheiten überließ und den Admiral sich so einen Ruf schaffen sehen, ähnlich dem des Lord Beresford, durch Tollkühnheiten, die sehr oft glückten, aber ebenso oft auch seine Schiffe schwer gefährdeten. — Wenn dies ihm zustoßen würde und wir ihn deshalb tadeln wollten, würde man uns entgegnen, daß diese Art Kühnheit

den echten Kriegsmann kennzeichnet und daß gleiche Zwischenfälle auch Nelson untergelaufen seien. Wir behaupten nochmals und, wie uns scheint, mit einigem Recht, daß er von anderem Gesichtspunkt aus Nelson zum Vorbild nehmen mußte; seine Nachahmer in der Kunst, den Verlust seiner Schiffe zu riskieren, hatten in der Tat eben nur Das mit dem Sieger von Abukir und Trafalgar gemeinsam.

Man hat demnach, bis eingehendere Informationen vorliegen, einigen Grund, zu vermuten, daß der erteilte Befehl wirklich unklug war, und daß derjenige, welchem er zugeschickt war, kaum Unrecht hatte, wenn er ihn nicht ausführte. Es ist wahr, daß der Betreffende vielleicht besser getan hätte, wenn er seinem Chef seine Gründe auseinandergesetzt hätte. Aber, wie streng auch die Disziplin gehandhabt werden mag, man darf nicht zugeben, ohne gegen den gesunden Menschenverstand zu verstoßen, daß ein Unterführer, welcher einen Teil der Flotte befehligt, gezwungen sein soll, wenn man ihm den Befehl dazu erteilt, ein Schiff und seine brave Besatzung — in Friedenszeiten — dem sicheren Untergang entgegenzuführen. Ich sage: in Friedenszeiten, weil es auf dem Schlachtfelde unter Umständen notwendig sein kann, einen Teil seiner Streitmacht zu opfern, um den andern zu retten oder den Sieg zu erkämpfen. Das ist das unerbittliche Kriegsgesetz. Es kann notwendig werden, daß ein Regiment oder auf dem Wasser ein Schiff sich vernichten läßt, um das ins Auge gefaßte Ziel zu erreichen; aber bei Friedensübungen wäre ein solches Opfer widersinnig und gegen alle Sitte verstoßend. Der Untergebene selbst hat ebenfalls seine Verantwortung, er übersieht die Oertlichkeit, welche sein Chef, von der entfernten Stelle aus, an der er sich aufhält, keineswegs übersehen kann; so kann eine Gefahr entstehen, welche in dem Augenblick, als der Befehl gegeben wurde, nicht vorhanden schien. Daraus ergibt sich in der Befolgung der erhaltenen Befehle ein ebenso unumgänglicher wie auch Ausnahmen enthaltender Spielraum, ein Spielraum, der sich nur in ganz seltenen Fällen, wenn es sich um das Wohl eines Schiffes handelt, rechtfertigt, und welcher eine Kontrolle der Untergebenen über die Entschließungen des Vorgesetzten ganz und gar nicht zuläßt, — der einzig und allein das Recht und die Pflicht für den Befehlshaber in sich schließt, eine Katastrophe zu vermeiden, die er vor Augen sieht. — Daß, wenn im Falle des Gehorsams eben dadurch ein schweres Mißgeschick herbeigeführt worden ist, der erhaltene Befehl die persönliche Verantwortlichkeit decken und es erlaubt sein kann, denselben schadlos zurückzuschicken, hat man in England gelegentlich eines ähnlichen Falles entschieden.

Betrachten wir die Frage von einem anderen Gesichtspunkt: In welchem Maße darf es einem militärischen Befehlshaber, so hervorragend und bedeutend er auch immer sein mag, gestattet sein, öffentlich und in heftiger Weise Anzeichen seiner feindseligen Gesinnung gegen den Geist oder die Beschlüsse des Ministeriums, von dem er abhängt, zu geben oder gegen solche Personen, von denen er Direktiven entgegenzunehmen haben kann oder mit welchen seine Amtsgeschäfte ihn in Verbindung bringen? Ich denke, hierüber gibt es keinen Zweifel. Eine derartige Haltung ist unzulässig.

Es ist Sache der Höchstgestellten, mit gutem Beispiel, was die Disziplin betrifft, voranzugehen und es gibt keine schlimmere Unordnung als die, welche dann entstehen würde, wenn man, während man von den Unterführern blinden Gehorsam verlangt, den höheren Führern dagegen aufrührerische oder annähernd aufrührerische Handlungen gestatten wollte.

In solchem Falle würde sich die Disziplin, könnte man sagen, gegen sich selbst wenden, weil doch, indem diese höheren Führer von ihrem Untergebenen absolute Unterwerfung verlangen, diese nur dazu dienen würde, diese Untergebenen notwendigerweise an dem Ungehorsam ihrer Vorgesetzten teilnehmen zu lassen. Wenn man derartige Gebräuche sich festsetzen lassen wollte, würden die höchsten Offiziere eine Art großer Vasallen werden, und wiederum eine Art Lehnswesen bilden, welches ebenso verderblich sein würde für die Regierung, wie es das des Mittelalters für die Macht des Fürsten war. Man hat nur zu sehr das Streben gehabt bei uns und, wie ich glaube, auch bei einer gewissen Anzahl anderer Länder, sich an der Spitze militärischer Organisationen, sei es in Form eines ausgedehnten Machtbereichs, sei es in Form von leitenden Ausschüssen, eine Nebenregierung bilden zu lassen, mächtig genug, den alten Schlendrian fortwährend zu erhalten, bessernde Umgestaltung aufzuhalten und Vetternwirtschaft einzuführen.

Deutschland ist vielleicht das gegen ein solches Uebel bestgeschützte Land gewesen kraft einer königlichen oder kaiserlichen Macht (Gewalt), einer sehr gefestigten und tätigen Macht, von der man niemals gehört hat, daß sie sich je hat matt setzen lassen.

Ein solcher Mißstand, verderblich zu jeder Zeit, sollte eigentümlicherweise in den zeitgenössischen Flotten bestehen? Dort sind die entscheidenden Fragen nur Fragen der Kriegsausrüstung, welche die Wissenschaft fortwährend ergänzt, verändert, ersetzt. Diejenigen, welche die höchsten Stellen in einem Heere erlangt haben, mögen äußerst tüchtig in ihrem Fach sein: sie sind aber notwendigerweise Greise, und nur eine äußerst geringe Anzahl von Greisen besitzt die notwendige Frische (Elastizität) des Geistes, die es ihnen ermöglicht, mit den Fortschritten einer neuen Generation Schritt zu halten. Sie sind nicht wie die jüngeren Offiziere verwachsen mit diesen Ausrüstungen, die noch unbekannt waren zu der Zeit, in der sie sich heranbildeten; sie haben die die Kriegsausrüstung betreffenden wissenschaftlichen Prinzipien nicht mehr erlernt in einem Alter, wo der Geist noch fähig ist, tiefe Eindrücke aufzunehmen. Aber selbst dann, wenn sie sich auf dem Laufenden erhalten haben — es kann das, ich wiederhole es, nur das Vorrecht äußerst Weniger sein —: können sie sich freisprechen von einer gewissen Abneigung diesen Neuerungen gegenüber, die sie außer Fassung bringen, ihre teuersten Erinnerungen, ihre Sympathien und die Eindrücke ihrer Jugend über den Haufen werfen? Man erinnere sich an die Verwünschungen, deren Gegenstand die Artillerie lange Zeit war von seiten einer Ritterschaft, die voll war von den heldenhaften Ueberlieferungen des Mittelalters. Ich habe Admirale gekannt, die es dem Dampf nicht verzeihen konnten, das Segel verdrängt zu haben, und Sie sehen, wie viele heutzutage dem Torpedo nicht verzeihen wollen, daß es die Zukunft der großen Schiffe und der schweren Geschütze bedroht.

Die Errichtung eines mächtigen militärischen Vasallentums könnte nur den Erfolg haben, den Repräsentanten der alten Schule die Möglichkeit zu geben, Reformen und modernen Fortschritten, die eine Regierung notgedrungen in der Zusammensetzung seiner militärischen Streitkräfte einzuführen versuchen muß, den Weg zu verlegen. Ich sage dies nicht im Hinblick auf Lord Beresford, ich weiß nicht, ob er mitempfindet mit dem, was man in Frankreich la vieille marine nennt.

Vom Realismus in der Kunst. Von Georg Simmel.

Daß das Werk der bildenden Kunst seinen „Gegenstand" außer sich hat, mit dessen Formen und Farben es übereinstimmen kann, — dies hat dem Denk- und Sprachgebrauch Gelegenheit gegeben, jedes Werk dieses Gebietes vor die Frage nach seiner Naturwahrheit zu stellen und es je nach dem Maße jener Uebereinstimmung als mehr oder weniger „realistisch" oder „naturalistisch" zu bezeichnen. Gegenüber der durchgehenden und entscheidenden Charakterisierung, die man damit gewonnen zu haben meint, muß es zunächst auffallen, daß es Künste gibt, die die Frage ihrer Naturwahrheit in diesem Sinne überhaupt nicht zu erheben gestatten. Denn wenn gerade die tiefste künstlerische Tendenz, noch jenseits aller Einzelfragen von Technik, Gegenstand, persönlicher Auffassungsweise, durch den Begriff des Realismus oder seines Gegenteils bezeichnet werden soll, so wäre es doch sehr merkwürdig, daß eine Kunst wie die Musik, die in ihrer Sprache die ganze Welt ausdrückt, oder wie die Tanzkunst, die doch zu den Künsten der Anschaulichkeit gehört, in sich keinen Raum gewährten, das Prinzip des Realismus zu bejahen oder auch nur zu verneinen. Wir würden schwerlich gerade die wesentlichste und allgemeinste Frage der bildenden Kunst an diesen Begriff knüpfen, wenn wir mit ihm nicht, mindestens instinktiv, an ein Grundproblem aller Kunst überhaupt zu rühren meinten.

Von diesem Postulat aus dem Realismus einen zutreffenderen Inhalt zu geben, als „Uebereinstimmung mit dem äußeren Objekt", hilft uns vielleicht die große Wendung, die die Erklärung der geistigen Tatsachen und ihres Verhältnisses zu den äußeren Objekten seit Kant genommen hat. Kant selbst exemplifiziert diese Wendung durch die Tat des Kopernikus, der, als die Drehung des Sternenheeres um den Zuschauer zu Widersprüchen führte, es umgekehrt versuchte: indem er den Zuschauer sich drehen und die Sterne in Ruhe ließe. So seien gewisse, alle Erfahrung beherrschenden Erkenntnisse nicht aus den Objekten herzuleiten, sondern aus den Formen und Bedingungen des erkennenden Geistes, in dem sich diese Erfahrungen als seine Vorstellungen erzeugen. Durch solche Wendung zum Subjekt scheint es möglich, auch den Begriff des Realismus in seiner tieferen Bedeutung zu erfassen.

Wenn uns die Dinge: Raumgestaltungen und Farben, Bewegungen und Schicksale, das Aeußere und das Innere des Lebens, in der Form der Wirklichkeit begegnen, so knüpfen sich gewisse Eindrücke und Gefühlsfolgen an sie, deren besonderer Ton uns sagt: hier ist Wirklichkeit — ein Ton, der nicht den reinen Inhalten und Qualitäten der beeindruckenden Dinge entspringt, sondern dem Umstand, daß sie eben wirklich sind. Mir scheint nun, daß Kunstwerke in eben dem Maße „realistisch" sind, in dem die subjektiven Eindrücke und Reaktionen überhaupt, die sie auslösen, jenen gleichen, mit denen wir auf die Wirklichkeit der Dinge antworten, wobei — was das Wesentliche und Entscheidende ist — eine äußerliche Gleichheit zwischen den Dingen und dem Kunstwerk keineswegs erforderlich ist. Vielmehr kann das Kunstwerk den gleichen Erfolg mit ganz anderen Mitteln, mit einem ganz anderen Inhalt herbeiführen. Es liegt nur am nächsten, diese Gleichheit der psychologischen Wirkung durch möglichst genaue Nachahmung der Dinge der wirklichen Welt zu erzielen; allein es kann auch auf andere Weise, durch Umwege und Uebertragungen, durch Symbole und Analogien geschehen. Darum kann tatsächlich auch Musik realistisch wirken, indem sie dieselben Vorstellungen und Gefühle erregt wie die Unmittelbarkeit des Lebens.

Es ist ganz irrig, einen Realismus der Musik etwa in den vorkommenden Nachahmungen natürlicher Laute oder auch in den Annäherungen an dieses Prinzip, wie die Programmmusik sie gelegentlich gesucht hat, zu erblicken. Ganz fern von solchen Naivitäten ist die Musik imstande, erotische Erregungen, religiöse Aufschwünge, Heiterkeiten und Depressionen in spezifisch ähnlicher Weise, mit dem gleichen psychologischen Cachet hervorzurufen, wie es der Erfolg realer Erscheinungen und Erlebnisse ist. Ein Tanz, der von erotischen Motiven getragen wird, mag Vorgänge dieses Gebietes mit der größten Unverhülltheit nachahmen — so kann es sehr wohl in einer Weise geschehen, die all dieses als bloßes Bild erscheinen läßt und alle sexuelle Erregung fernhält. Es kann aber ein Tanz solche unmittelbare Nachahmung völlig vermeiden und dennoch durch eine bestimmte Rhythmik, durch eine Gelöstheit und Hingegebenheit der Bewegungen, durch die Imponderabilien der von ihm ausströmenden Stimmung einen erotischen Aufregungszustand im Beschauer hervorrufen, der trotz aller Freiheit von Nachahmung einer objektiven Realität, dennoch deren subjektive Wirkung enthält. Eine solche Darbietung wird allgemein als naturalistisch oder realistisch bezeichnet werden, und unbefangene Gemüter pflegen in ähnlichen Fällen erstaunt zu sein, wenn man ihnen klarmacht, daß sie ja gar nichts „Anstößiges“ gesehen haben. Der Realismus ist ein viel weiteres Prinzip, als daß es von der äußerlichen Nachahmung der Wirklichkeitsinhalte gedeckt werden könnte. Diese ist nur eines der Mittel, deren er sich bedienen kann, und die Beschränktheit des realistischen Dogmas in der Kunst pflegt darin zu liegen, daß dieses bloße Mittel zum Selbstzweck übersteigert wird. Der Naturalismus großen Stiles hat seinen Reichtum und seine Bedeutung immer darin gezeigt, daß er die subjektiven Wirkungen des Natureindrucks durch andere Mittel, als der Natureindruck selbst, zu erzeugen wußte. Ja, es scheint, als ob der Reiz und die Bedeutungsintensität des Kunstwerkes in demselben Maße stiege, in dem das von ihm unmittelbar vor Augen Gestellte eine Distanz und Selbständigkeit gegenüber dem natürlich-wirklichen Objekt besitzt und dennoch den gleichen psychologischen Erfolg wie dieses zu erzeugen weiß. Manche Porträts z. B. der großen französischen Naturalisten lassen uns die volle körperliche Atmosphäre des Modells empfinden, wir atmen sozusagen die Luft ihrer Wirklichkeit. Dies aber ist nicht Sache der bloßen Anschaulichkeit, und kann es nicht sein. Niemals nehmen wir an den Erscheinungen, zu deren Bildung unsere Sinne angeregt werden, ihre Wirklichkeit wahr; zu den Farben und Formen vielmehr, die die Erscheinung mit der Halluzination und der irgendwie zuwege gebrachten Vorspiegelung ununterscheidbar teilen kann, tritt der Gedanke oder das Gefühl: dies sei eben nicht nur ein Formen- und Farbenspiel, sondern es sei Wirklichkeit — als eine neue Tönung hinzu, gleichsam als ein neuer Aggregatzustand; mit der reinen Sichtbarkeit des Inhalts, wie sie auch den ganzen Stoff des Bildes ausmacht, ist dieser Wirklichkeitsakzent noch nicht gegeben, sondern erst die besonderen Kunstmittel des Realismus rufen ihn hervor, oder vielmehr nicht ihn in seiner objektiven Bedeutung (das tut die Wachsfigur und das Panorama), sondern die weiteren inneren Reaktionen, die die sichtbaren Qualitäten der Dinge dann begleiten, wenn der Wirklichkeitston auf ihnen ruht. Man könnte sogar sagen, die Wirklichkeit als solche sei etwas Metaphysisches: die Sinne können sie uns nicht geben, sondern umgekehrt ist sie etwas, was wir den Sinnen geben, eine Beziehung des Geistes zu dem unaussprechlichen Geheimnis des Seins, keine besondere, anschauliche Eigenschaft der Dinge, sondern eine Bedeutung, die über die Summe ihrer Eigenschaften kommt. Dies

ist der tiefste Grund, weshalb die Kunst mit der Wirklichkeit als solcher nichts zu schaffen hat: weil sie Sache der Sinne ist, weil sie nur mit den anschaulichen Inhalten der Dinge rechnen und wirken kann, nicht aber mit dem, was von anderen Kategorien her ihr hinzugefügt wird, oder was sie metaphysisch durchdringt. Nicht weil die Wirklichkeit etwas zu „Niedriges", der Kunst Unwürdiges wäre, sondern weil sie etwas Abstraktes ist und jenseits der Oberfläche der Dinge liegt, ist sie der Kunst fremd, die vielmehr nur die Qualitäten der Wirklichkeit, nur Formen und Farben zu neuen Gebilden zusammenfügt.

Nun liegt allerdings dem Realismus, soweit er wirklich Kunst ist, das Bestreben fern, dem Bewußtsein die Wirklichkeit der Anschauungen, die er vorführt, zu suggerieren. Aber indem er die Wirklichkeit selbst sozusagen überspringt, liegt ihm doch an dem Hervorbringen derjenigen inneren Zustände und Impulse, Gefühle und Assoziationen, die sich sekundär an das Wirklichsein der Dinge knüpfen und durch deren bloß inhaltliche Qualitäten, durch die Gestaltung ihrer bloßen Erscheinung unmittelbar nicht erzielt wird. Der Reiz etwa irgend einer Farbigkeit in der gegebenen Welt liegt doch nicht ganz in dem rein optischen Spiele des koloristischen Eindrucks, sondern es klingt — man mag dieses Klingen unbewußt nennen oder es, nicht herauslösbar, die übrigen Reize der Erscheinung durchwachsen lassen — das Glück mit, daß die Welt es zu einem solchen Dasein gebracht hat; wir sind nicht nur von dem Inhalt solcher Erscheinung hingerissen, sondern auch davon, daß sie wirklich ist, daß wir sie als eine Realität, gleich unserer eigenen Realität, erleben. Dieses Gefühl also übermittelt uns das naturalistische Kunstwerk, es gibt uns nicht nur die Qualitäten der Wirklichkeit ohne die Wirklichkeit selbst, sondern auch das Glück der Wirklichkeit ohne die Wirklichkeit. Aehnlich liegt es mit den Reizen des erotischen Gebietes. Der unkünstlerische Naturalismus führt etwa die Details einer erotischen Szene so vor, daß er uns mitten in ihre Wirklichkeit versetzt; der feinere wird das verschmähen, er wird durch die bloße Stimmung der Farbigkeit und des Linienrhythmus alle die Reflexe aus den tieferen Schichten der Seele herausholen, die sich freilich ursprünglich nur an die Wirklichkeit des erotischen Lebens knüpfen, jetzt aber, gleichsam freischwebend, die bloße Anschaulichkeit der Gestaltung umgeben, ohne noch der Vorstellung einer substantiellen Realität zu bedürfen. Ebenso verhält es sich mit den sympathischen oder antipathischen Reaktionen auf eine menschliche Erscheinung. Die Züge eines Gesichtes mögen uns in ihrer formalen Beschaffenheit gefallen oder mißfallen; allein das spezifische Gefühl, das wir Sympathie oder Antipathie nennen, knüpft sich nicht an dies bloß Bildhaft-Anschauliche, sondern an das Bewußtsein, daß dieser Mensch lebt, daß er als Realität da ist und als solche auf unsere eigene Realität wirkt. Der höhere Realismus nun mag auf die photographie- oder wachsfigurenhafte Realitätsvorstellung seines Modells verzichten, auf den plumpen Effekt der „erschreckenden Wahrheit" und darauf, daß das Bild „aus dem Rahmen zu springen scheint"; aber jene Obertöne von Sympathie und Antipathie, obgleich ihrem Ursprung und Wesen nach an die Realitätsvorstellung gebunden, pflegen, nun unter Ausschaltung dieser, den Eindruck realistischer Porträts sehr entschieden zu begleiten. Ein Porträt von Rembrandt, so scharf charakterisiert es sei, ruft selten gerade diese Effekte in erheblicher Höhe hervor; es ist, als ob es uns den gesamten Bau eines physisch-psychischen Seins so lückenlos anzuschauen zwänge, daß für jene mehr subjektiven Stimmungsreaktionen kein Raum in uns bleibt. Dagegen empfinden wir einem Porträt von Renoir, noch mehr einem von Liebermann gegenüber sehr energisch, daß uns der dargestellte Mensch sympathisch

oder unsympathisch ist — in deutlichem Unterschiede dagegen, ob wir gegen das Bild als Kunstwerk das eine oder das andere Gefühl richten. Es ist sehr merkwürdig, daß gerade diejenige Kunsttendenz, die sich der reinsten Objektivität, der leidenschaftslosesten Sachlichkeit rühmt, derartig persönlichen Gefühlsreflexen viel eher Gelegenheit und Anregung gibt, als die scheinbar viel subjektivere Darstellungsweise Rembrandts. Dem realistischen Kunstwerk ist es eben eigen, auch da, wo es keineswegs durch rohe Illusion mit der Wirklichkeitsform seiner Inhalte zu konkurrieren trachtet, dennoch die sekundären psychologischen Reaktionen hervorzurufen, die gerade nur aus der Wirklichkeit dieser Inhalte ihren Ursprung ziehen. Daß die naturalistischen Künstler die Dinge abzuschreiben meinen, „wie sie wirklich sind" — während sie doch nur das hinschreiben, was die subjektiven Gefühlsfolgen ihres wirklichen Seins hervorzurufen geeignet ist —, darf an dieser Deutung nicht irremachen; wissen wir doch, daß sogar viele Künstler der souveränsten Stilisierung, der nachweislich freiesten Umbildung des Gegebenen oft überzeugt sind, ganz getreu nur der Wirklichkeit nachzugehen. Denn auch dies wird jene Wendung erklären helfen, die das Bild des Objekts aus den Anschauungsgesetzen des Subjekts ableitet: wenn der Künstler das macht, was er sieht, so ist die tiefere Grundlage dafür, daß er von vornherein die Dinge so sieht, wie er sie machen kann. In dem Verhältnis des Künstlers zu den Dingen sind Rezeptivität und Aktivität, die bei den anderen Menschen getrennt verlaufen, eines und dasselbe, sein Sehen ist unmittelbar produktiv: dieselbe Richtung seiner Natur, die seine Schöpfungen in einer bestimmten Weise gestaltet, hat auch seine Art des Sehens wachsen lassen. Unter Vorbehalt also von allerhand Unvollkommenheiten und von Mischungen der künstlerischen mit der gewöhnlichen Anschauungsweise wird gerade der Künstler der stärksten Individualität und der unzweideutigsten Talentrichtung dann am treuesten dem Erscheinungsbild nachzugehen meinen, wenn er am entschiedensten seiner Individualität folgt.

So wenig also zu leugnen ist, daß der Sinn des höheren Realismus durchaus nicht in der Erregung von Wirklichkeitsvorstellungen, sondern der tieferen psychologischen Erfolge der Wirklichkeitsvorstellung liegt, obgleich er demnach in der Wahl seiner Mittel ganz frei ist und durch die mannigfaltigsten Auffassungen, Formungen, Techniken von der Tatsache Gebrauch macht, daß die gleiche psychologische Wirkung durch die verschiedensten Ursachen erreichbar ist; so wird er doch im allgemeinen das Material und die Synthesen vorziehen, die sich auch in der Form empirischer Wirklichkeit darbieten. Es liegt am nächsten, die eigentümlichen seelischen Wirkungen, die das Sein der Dinge ausübt, durch das Bild derjenigen Gestaltungen zu erreichen, in denen ihre Realität erfahrungsgemäß auftritt.

Bei all diesem Ausschalten des unmittelbaren Wirklichkeitseindrucks, bei all dieser Sublimierung des Kunstzweckes zu den Antworten, die die tieferen Schichten der Seele auf die Tatsache des Seins geben, bleibt es unleugbar, daß das naturalistische Kunstwerk seine wirkende Bedeutung von etwas her bezieht, was nicht Kunst ist. Die besonderen Vorstellungen, Anregungen, Gefühle, die sich an eine Erscheinung knüpfen, wenn wir sie als eine wirkliche empfinden oder wissen, stehen doch zu den Wirkungen der Kunst als Kunst in einem ganz zufälligen Verhältnis. Die Kunst nimmt zwar die Gestalten des Seins auf, aber das Sein der Gestaltungen läßt sie draußen, sowohl in seinem unmittelbaren Empfundenwerden wie in seiner metaphysischen Bedeutung. Wenn also der Realismus seine Wirkungen aus denjenigen aufbaut, die gerade dem Sein der Dinge, nicht aber ihrer reinen, von ihrer Wirk-

lichkeitsform abgelösten Erscheinung entsprechen, so wird er damit der Kunst als solcher nicht weniger untreu, als er es der „idealisierenden" Kunst vorwirft. Diesen Vorwurf erhebt er mit Recht. Ein Kunstwerk, das seine zentrale, das Ganze bestimmende und dem Ganzen seinen Wert gebende Bedeutung in einer „Idee" jenseits seiner Erscheinung hat, in einer Idee, die ihren Sinn und Wert für sich und unabhängig von dieser Erscheinung besitzt — macht die Kunst gleichfalls einerseits zu einem bloßen Mittel, um mit ihr Gefühle und Impulse zu erzielen, die nach einem Punkte außerhalb der Kunst gravitieren; es macht andererseits die Idee zum Mittel für den Wert und Eindruck des Kunstwerkes, fügt ihm also einen sozusagen nicht selbstverdienten Reiz hinzu, in den groben Fällen etwa aus historischen Reminiszenzen, in den feineren aus idealen Werten, religiösen oder ethischen, metaphysischen oder gemütsmäßigen. Der Realismus und dieser Idealismus gehen beide gleich weit, nur nach verschiedenen Dimensionen, über die Selbständigkeit und Geschlossenheit der Kunst als Kunst hinaus. Die bildende Kunst hat eben durchaus keine andere Domäne als die Erscheinung, als dasjenige, was man den qualitativen Inhalt der anschaulichen Welt nennen könnte. Das Sein der Erscheinung, das gleichsam unterhalb ihrer Oberfläche liegt, ist ebenso ein Jenseits der Kunst, wie die Ideen es sind, die entsprechend oberhalb der Erscheinung liegen. In beiden Fällen lebt sie auf Borg, ihr Ort ist weder die Realität noch die Idealität der Dinge, weder deren Sein, noch deren Zugehörigkeit zu den idealen Ordnungen der Sittlichkeit oder der Erkenntnis, der sozialen oder der religiösen Werte — sondern ein Drittes: sozusagen die Dinge selbst in der Reinheit ihrer Erscheinung, in dem Reiz und der Bedeutung dieser selbst und in völliger Unabhängigkeit von der Tatsache ihres Seins und von ihrer Einbeziehung in Reihen, für welche die Erscheinung nur eine Zufälligkeit und ein nie ganz zulänglicher Ausdruck sein kann.

Damit ist nicht etwa das bestechende Dogma gemeint: der „Gegenstand" sei für das Kunstwerk und seine Bedeutung als solches vollkommen gleichgültig, ein Kohlkopf sei ein ebenso würdiges und ebensolcher Erhabenheit der Kunst raumgebendes Objekt für sie wie eine Madonna. Hieran ist nur dies richtig: daß die Bedeutung der Madonna als Gegenstand des Kultus für die künstlerische Darstellung allerdings ebenso gleichgültig ist wie die Bedeutung des Kohlkopfes als Nahrungsmittel. Wenn der Gegenstand eines Kunstwerkes außerdem in Ordnungen steht, die mit der Kunst als Kunst nichts zu tun haben, so kann sein Platz in solchen Reihen und die Bedeutung, die er von diesem Platze zu Lehen trägt, dem künstlerischen Werte seiner Darstellung nichts zu- und nichts abtun; nur durch psychologische Assoziationen, die das innerlich Unverbundene äußerlich aneinanderbringen, kann hier eine unreinliche Vermischung stattfinden. Der Vorrang der Madonna als malerischen Vorwurfes vor dem Kohlkopf liegt tatsächlich nur darin, daß sie weitere und tiefere Möglichkeiten für die Realisierung rein malerischer Werte gibt, als dieser. Auf das Prinzip, das diesen Unterschied begründet, führt die eigentümliche Erfahrungstatsache, daß ein Madonnenbild — zufällige Ablenkungen ausgenommen — eine um so stärkere religiöse Wirkung auslöst, ein je besseres rein malerisches Kunstwerk es ist. Da nun der religiöse Zweck ganz außerhalb des Kunstwerkes liegt und seine Vollendung nicht bewirkt haben kann — denn er ist auch bei sehr schlechten Künstlern sehr intensiv vorhanden —, so muß das rein artistische Problem der Madonna, ohne über sein Gebiet hinauszugreifen, dennoch eine Beziehung zu ihrem religiösen Sinne einschließen. Das aber ist nur so zu denken, daß die Erscheinung

rein von sich aus diejenigen Eindruckswerte, Stimmungen, Gedankenreihen auslöst, die den anderen Ordnungen, von völlig anderen Voraussetzungen aus, einwohnen. Wenn die seelischen Reaktionen, die das Madonnenbild durch seine malerische Vollendung erreicht, denen verwandt sind, die die religiöse Vorstellung der Madonna umgeben, so ist das für die künstlerische Frage freilich so gleichgültig, wie es für den Eindruck eines Porträts ist, daß die lebendige Wirklichkeit seines Modells einen diesem ähnlichen erzeugt. Allein daß nun einmal die Möglichkeit und, zum Zweck der rein artistischen Vollendung, auch die Forderung gegeben ist, das Anschauungsbild der Madonna zu einer derartigen Fülle und Tiefe der seelischen Bedeutung zu entwickeln, das gibt der Madonna, als künstlerischem Objekt, eine Bedeutsamkeit und einen Reichtum malerischer Aufgaben und Effekte, wie sie eben der Kohlkopf nicht besitzt. Daß die Gestaltung, die wir Madonna nennen, nur auf Grund ihrer religiösen Genesis und Geschichte zu diesen Ansprüchen und Wirksamkeiten ihrer Erscheinung gekommen ist, ist hierfür ganz ohne Belang. Sie bestehen nun einmal, und bestehen als rein künstlerische. Sie müssen prinzipiell genau geschieden werden, sowohl von den daneben bestehenden historischen Assoziationen wie von den aktuellen religiösen Empfindungen, die dem Madonnenbild noch eine weitere, nicht künstlerisch erzeugte Weihe und Eindruckskraft hinzufügen. Daraus aber, daß innerhalb der Domäne malerischer Impressionen ein Kunstwerk Bedeutungen besitzen kann, die den religiösen, einer ganz anderen Sphäre zugehörigen analog sind; indem die künstlerische Vollendung diese aus sich hervorgehen läßt und gleichsam über sie wieder zu sich selbst zurückkehrt — wird begreiflich, daß das künstlerisch vollkommenere Madonnenbild auch dem religiös-kultlichen Zwecke besser dient als das malerisch unvollkommenere. Daß es dies tut, gibt ihm freilich künstlerisch keinen Vorzug vor dem gemalten Kohlkopf, allein es ist wenigstens das Symbol und der Hinweis dafür, daß die Madonna, auch als Aufgebot reiner Kunstmittel, sehr viel reicheren und tieferen Kombinationen, sehr viel erschütternderen Effekten Raum gibt als der Kohlkopf. Hier liegt die Verwechslung, die der unkünstlerische Mensch immer begehen wird: er wird die in einem Kunstwerk lebende Idee immer in ihrer Bedeutung als Idee, als dasjenige, was sie auch außerhalb des Kunstwerkes ist und wert ist, empfinden. Indem er dies nun dem Kunstwerk gutschreibt und es so in eine ihm ganz heterogene Ordnung hinüberreichen läßt, stattet er die Madonna, bloß weil sie Madonna heißt, mit einer dem Kunstwerk fremden Würde aus und wird, nach anderer Seite hin, die Darstellung etwa einer erotischen Szene anstößig finden, bloß weil ihr Inhalt, wenn er außerhalb des Kunstwerkes, in der Sphäre der Wirklichkeit, erfahren würde, als unanständig gälte. Ja, dies noch steigernd, erscheint ihm sogar das Aktbild als unziemlich, bei dem doch nicht einmal der Inhalt, auch als realer gedacht, unanständig ist; hier wirkt sogar schon der Gedanke, daß die Realität indiskreten Blicken preisgegeben sein könnte, und erst die Unziemlichkeit dieser Tatsache, die also nach allen Seiten hin aus dem Kunstwerk herausgerückt ist, wird in dieses als seine eigene Unziemlichkeit hineingetragen. Tatsächlich ist es die völlig eigene Sprache des Kunstwerkes, in der es die „Idee" der Madonna ausdrückt; sie ist hier eben nur die Idee dieses Kunstwerkes, ganz gleichgültig dagegen, was diese Idee etwa bedeutet, wenn sie noch innerhalb anderer Ordnungen Existenz gewinnt. Nur daß das Bild für die meisten Menschen nur durch die Erfüllung der Ansprüche dieser anderen Ordnung zu beweisen pflegt, daß es die ihm und nur ihm eigene Formung der Idee, die nur ihm einwohnende Forderung erfüllt

hat. Und ebenso nun verhält es sich endlich mit der Realitätsform des Bildinhaltes. So wenig wie das, was die Bildidee noch außerhalb des Bildes ist, in dieses hineinwirken darf, so wenig darf dies das Sein des Bildinhaltes, das dieser noch außerhalb des Bildes besitzt. Dennoch besteht auch hier in den meisten — nicht in allen — Fällen die Vorstellung zu Recht, daß die Synthesen und Wirksamkeiten, die die Bildinhalte innerhalb der Wirklichkeit finden, ein Kriterium auch für die rein artistische Vollendung ihrer Bildform ausmachen. Es ist z. B. die Funktion des Porträts, uns von der Einheit, d. h. dem notwendigen Zusammenhang der Züge eines Gesichts zu überzeugen. Diesen Zusammenhang besitzt freilich irgendwie schon die natürliche Gegebenheit des Gesichtes, wenngleich nicht immer in ebenso überzeugender Weise, schon weil die Realität des Menschen unzählige Assoziationen weckt und ihn in unzählige Reihen einstellt, die mit der reinen Anschauung seiner nichts zu tun haben, aber sich für den Betrachtenden fortwährend in diese Anschauung mischen. Das Porträt abstrahiert also, insoweit es nicht in die Täuschung und Selbsttäuschung des Naturalismus verfällt, durchaus von dem Sein des Dargestellten und gestaltet allein das Anschaulich-Darstellbare an ihm, gestaltet es aber in einer Weise, die von dem vorgefundenen Sein vorgebildet ist; es ruht auf der Voraussetzung, daß die Formung, die es dem bloßen Anschauungsinhalt gibt, und zwar rein von den künstlerischen Forderungen her, denjenigen Zusammenhang und Sinn spiegelt und deutet, den diese Erscheinung in der Form und durch die Kräfte des wirklichen Seins besitzt; weshalb denn — von gewissen, durch besondere Problemstellungen und Verschiebungen bedingten Ausnahmen abgesehen — das malerisch bessere Porträt auch das im tiefsten Sinne ähnlichere sein wird. Nur daß jenes Sein mit dem, was ihm als Sein spezifisch ist, so wenig in die Kunstwirkung hineinragen darf, wie die Idee des Bildes mit dem, was ihr als Idee an eigentümlicher Bedeutung und Wirkung zukommt. Insofern der Realismus auf jene Seinswirkung nicht verzichtet, wird er damit der eigentlich künstlerischen Intention nicht weniger untreu als der Idealismus. Wenn es von der realistischen Partei mit besonderer Entrüstung zurückgewiesen wird, das die Kunst „etwas soll“ — so gilt dies selbstverständlich nicht von den Forderungen und Idealen, die der Kunst selbst wesentlich sind: gewiß soll das Kunstwerk etwas, nämlich so vollkommen wie möglich sein. Es gilt aber mit vollem Recht von den Zwecksetzungen, die man der Kunst von außerhalb ihrer aufdrängen will, moralischen oder vergnüglichen, patriotischen oder religiösen. Wenn sich aber der Realismus gegen solche fremden Gesetzgebungen, die die Kunst zu einem bloßen Mittel herabsetzen, wehrt, so vergesse er nicht, daß er, die Wirklichkeit als Wirklichkeit durch das Kunstwerk hindurchwirken lassend — in grober Unmittelbarkeit oder mit jenen feineren, seelisch-sekundären Reaktionen —, den genau gleichen Fehler begeht. Er dient der Idee „Realität“ ebenso, wie jene der Idee Religion oder Versittlichung oder Vaterland. Auch er setzt die Kunst zu einem Mittel für die Realitätswirkung herab — für eine Wirkung also, die ihren Wert nicht aus dem Kunstwerk, sondern aus jenseits ihrer gelegenen Ordnungen und Bedeutsamkeiten bezieht.

Yankeedoodle-Fahrt. Von Otto Julius Bierbaum.

II.

Vom Propheten Fressaias; der Macht der Liebe; der Nützlichkeit der Antiphons; der Gesundheit der Amerikaner; vom ultragelben Neide und von der Sehnsucht.

Imposant wie der Yankeedoodle selbst war seine Speisekarte. Wenn er, wie es ausgesprochenermaßen sein Ehrgeiz war, nicht bloß ein schwimmendes Hotel schlechthin, sondern ein schwimmendes Kurhotel genannt werden wollte, so konnte man diesen Titel erweitern, indem man ihn ein Mastkurhotel auf See nannte.

Wie schade, daß der Konzertesser aus dem Theater Carlo Felice nicht an Bord war. Hier hätte er unübersehbaren Stoff für seine Kunst gefunden. Indessen mangelte es nicht an Herrschaften, die wenigstens als Dilettanten darin Erstaunliches leisteten. Doch fehlte die unnachahmliche romanische Geste und Attitüde, die schöne bedachtsame Gliederung, die delicatezza. Dreimal hintereinander Kaviar zu verlangen, ist schließlich noch keine Kunst.

Ein frommer Greis, den die Sehnsucht, wie er sagte, zu den Stätten trieb, wo unser Herr und Heiland gewandelt ist, bereitete sich auf die Strapazen, die eine Reise im Gelobten Lande nach Baedekers erfahrener Warnung mit sich bringt, besonders sorgfältig vor, indem er, dem Kamele gleich, das sich zu einer Wüstenwanderung anschickt, auf Vorrat aß. Wir nannten ihn dieserhalb den Propheten Fressaias, und ich werde mein Lebtag den Anblick nicht vergessen, den er darbot, wenn er sich, mit einer Andacht, die an Entrücktheit grenzte, Flüssiges oder Breiiges löffelvoll zuschaufelte, Kompaktes aber mit einer probaten Kombination von Messer und Gabel fuderweise den ehrwürdigen Prophetenbart entlang emporführte bis zum choralgewohnten Munde.

Für ihn war Yankeedoodle das ideale Schiff. Denn, nicht allein, daß es für des Leibes Nahrung und Notdurft auf eine überschwenglich üppige Weise sorgte, es ließ auch die Seele nicht darben, die es alltäglich einmal, an Sonntagen aber zweimal an ihre höhere Heimat erinnerte, indem es mit ungemein viel Blech und großem wie kleinem Trommelschlag das Kirchenlied „Wir beten an die Macht der Liebe" trompeten und pauken ließ. Ich bin in meinem Leben nie so oft mit der Macht der Liebe zu Bette gegangen, wie auf dem Yankeedoodle.

Fragt sich nur, ob es nicht gegen das Gebot vom Sinai „Du sollst den Namen deines Gottes nicht eitel nennen" verstößt, wenn die Schiffskapelle diesen Choral zum Konkurrenten der Lustigen Witwe machte. Doch ich bin in Fragen musikalisch angewandter Frömmigkeit wohl nicht kompetent. Es scheint ein amerikanisches Bedürfnis zu sein, allabendlich die Macht der Liebe wenn schon nicht selbst anzubeten, so doch instrumental anbeten zu lassen. Es ist das recht praktisch, muß ich sagen; praktisch im Sinne der tibetanischen Gebetsmühlen etwa. Nur würde ich für mein Teil diese geräuschlosen Frömmigkeitsmaschinen dem orchestralen Gebetsdschingderaddada entschieden vorziehen. Heißt es nicht in der Bibel: „Willst du beten, so gehe in dein Kämmerlein und schließe die Türe hinter dir zu!?" Ich hege nicht den geringsten Zweifel, daß Christus, falls er (als Zwischendeckspassagier, versteht sich) an Bord des Yankee-

doodle gewesen wäre, alle diese zu einer unschicklich lärmhaften Frommtuerei mißbrauchten Musikinstrumente ins Meer geworfen haben würde, entsprechend seiner temperamentvollen Aktion gegen die Handelsleute im Tempel. Doch steht zu befürchten, daß ihm das hier übler bekommen wäre, als seine tempelpolizeiwidrige Handlungsweise in Jerusalem, die nicht einmal zivilrechtliche Folgen gehabt zu haben scheint, obwohl sie sich doch zweifellos als gewaltsame Geschäftsstörung qualifiziert. Der Kommandant des Yankeedoodle würde kurzen Prozeß mit ihm gemacht haben; es sei denn, er hätte sich als Amerikaner und Inhaber einer Luxuskabine ausweisen können. In diesem Falle: All right.

Ach Gott: wie oft habe ich dieses all right hören müssen! Es klingt von amerikanischen Lippen wie das Gurgeln eines Menschen, der sich den Mund ausspült. Ueberhaupt ähnelt das Englisch, wie es Amerikaner sprechen, weniger einer menschlichen Sprache, als einer abscheulichen Folge von unappetitlichen Geräuschen, die man in Gegenwart anderer Menschen sonst vermeidet.

Ein wahres Glück, daß ich meine Antiphons bei mir hatte. Mit diesen barmherzigen Nickelkugeln in den Ohren habe ich es in der Tat einige Male gewagt, das Promenadendeck im Geschwindschritte zu durchmessen, während es von Amerikanern bevölkert war. Nur ihrer schalldämpfenden Wirkung verdanke ich es, daß ich dabei nicht seekrank geworden bin.

Möge jeder, der eine Seereise auf einem Schiffe macht, das nicht als absolut amerikanerrein garantiert ist, es ja nicht unterlassen, ein paar Antiphons mitzunehmen!

Man kann sie zu Schiffe auch sonst gut gebrauchen. Denn, was alles auf einem modernen Dampfer man auch finden mag: elektrische Haarbrennmaschinen, Telegraphie ohne Draht, Dunkelkammer zur Entwicklung von photographischen Platten, Lese- und Rauchsalons, einen Grillroom, einen Turnsaal mit Zanderapparaten, einen Barbierladen, eine Buchdruckerei, eine Buchhandlung, eine Dampfwäscherei, warme Seewasserbäder, eine Leihbibliothek, ein Hospital mit Arzt und Heilgehilfen, einen Photographen, einen Zauberkünstler, einen Hühneraugenoperateur, eine Klapperschlange, einen dritten Mann zum Skat, amerikanisches Kauzuckerzeug, Schweizer Schokolade, Hamburger und Havannazigarren, vielleicht auch eine Braut und Schwiegermutter, — eines findet man nicht: Ruhe. Es kann wohl nirgends so still sein auf der Welt, wie auf dem Meere, dem Reiche der stummen Kreatur; drum bildet sich der Unkundige mit voreiligem Trugschlusse ein, daß er auf einer Seefahrt heilige Stille genießen werde. Sie mag ihm vielleicht auch wirklich werden, wenn er sich einer Segeljacht bedienen kann: auf einem Doppelschraubenhotel muß er sich an ihren Gegensatz gewöhnen. Es kann ja auch nicht anders sein. Ein wirklich ruhiges Hotel existiert schon auf dem Lande nicht; es besteht geradezu eine Erbfeindschaft zwischen den Begriffen Hotel und Ruhe. Ein schwimmendes Hotel aber ist geradezu eine Herberge der Geräusche, ein Pandämonium des Rumors. Das ruhigste auf ihm ist noch die Dampfmaschine, seine Lunge. Sie arbeitete auf dem Yankeedoodle mit bewunderungswürdiger Gleichmäßigkeit: gewissermaßen majestätisch gesund. Kaum, daß man ein leises Zittern von ihr spürte. Nur in der Kabine, die ich zuletzt innehatte, vernahm ich zuzeiten ein sonderbar tiefes, manchmal von einem verhaltenen Rasseln begleitetes Stöhnen,

wie von einem Asthmaanfall. Aber Geräusche dieser Art sind am leichtesten zu ertragen, weil man sie als Begleiterscheinungen einer notwendigen und bedeutenden Arbeit ohne weiteres hinnimmt, sich daran gewöhnend wie an Elementargeräusche. (So schläft man beim wildesten Heulen des Windes schließlich ruhig ein, — wenn nur nicht Fenster klirren oder Türen knarren. Darüber ärgert man sich, weil es vermieden werden könnte und Symptom menschlicher Schlamperei ist; das Brüllen Gottes im Sturm dagegen ist ein Teilchen Allmacht, in das sich jegliche Kreatur zu fügen hat, weil es nun mal nicht abzustellen ist.) Aber: daß in der Nebenkabine das Klappwaschbecken mit roher Heftigkeit knallend zurückgeschnellt wird; aber: daß just über deinem Haupte genau zur Zeit, wenn du eben glücklich eingeschlafen bist, das Deck gescheuert wird; aber: daß man über dir tanzt; aber: daß im Gange neben deiner Kammer Jung-Amerika mit Indianergeschrei hin und wieder tobt; aber: daß an deinem Kabinenfenster auf der herabgelassenen Ausbootungstreppe Passagiere, Matrosen, Araber, Neger usw. auf- und niedersteigen; aber: daß deinen Morgenschlummer allzuhartbesohlte amerikanische Stiefel stören, deren Inhaber über dir viel zu früh ihren obligaten Promenadendeckdauerlauf beginnen: dies und noch manches andere ejusdem farinae dünkt den an Ruhe Gewöhnten unerträglich, weil er sich (in der mangelnden Seelenruhe des Halbschlafs) einbildet, es ließe sich vermeiden. Indessen mag es unvermeidlich sein und stört vermutlich nur Sybariten, denen es am Ende heilsam ist, ein bißchen torquiert zu werden. Ich nehme an, es gehört zur Kur, wie vermutlich auch das Uebermaß von Musik, womit der Yankeedoodle seine Gäste regalierte, als Kurmittel anzusehen ist. Oder führt es sich auf mythologische Reminiszenz zurück: weil Orion, des Neptunus Sohn, auf einem Delphin reitend die Leier schlug, und es den Tritonen eigen war, in Muschelhörner zu stoßen? Jedennoch, o ihr hochgebietenden Herren von der O. S. M. L., — weder Orion noch die Tritonen haben unablässig geleiert und getutet; sie taten es gewiß auch nicht bandenweise; und die Lustige Witwe war ihnen ebenso unbekannt wie die grausame Musik der Vereinigten Staaten von Nordamerika, die eine Mischung von Gassenjungenfrechheit und ranziger Sentimentalität ist. „Sei du mir tausendmal willkommen, meine löbliche, liebliche, künstliche, vornehme und angenehme Musika!“ hat Abraham a Santa Clara ausgerufen. Ich stimme in seinen Ruf gewiß ein, ja ich nenne gute Musik sogar etwas Heiliges, weil sie am reinsten offenbart, was der Mensch an Ahnungen des Göttlichen besitzt. Aber dreimal täglich Blech und Kalbfell, erbarmungslos Hohes und Niederes hintereinander, und immer con forza furiosa, als gings in den männermordenden Krieg: Gnade, Gnade! Zuviel des Guten! Hört auf zu tuten!

Mag es immer eine Kur gewesen sein, — es war eine Roßkur. Doch hat sie, glaub ich, den meisten Yankeedoodle-Gästen gar wohl behagt, und ich fühle mich dadurch neuerdings in der Ueberzeugung bestärkt, daß wir keineswegs in einer Periode der Dekadenz leben, sondern von geradezu barbarischer Gesamtgesundheit umgeben sind.

Was aber so ein massiv gesunder Mensch von heutzutage ist, der zum ersten Frühstück zwei Pfannkuchen, sechs belegte Brötchen und ein kleines Waschbecken voll Milchkaffee zu sich nimmt, dann um elf Uhr Fleischbrühe und englische Biskuits, um eins einen Lunch, bestehend aus Suppe, drei Fleischgerichten mit Gemüse und einer

Mehlspeise (nicht gerechnet Kompott und Salat), um vier Uhr Tee nebst einem halben Pfund Kuchen, und um sieben ein Dinner von acht Gängen, wohl eingebreit durch reichliche Spirituosen, worauf er gegen elf Uhr abends vor dem Zubettegehen sich noch einige Sandwichs einverleibt, um nicht aus der Uebung zu kommen —: solch ein Genußmensch bedarf der heiligen Stille, die dem Dekadenten Bedürfnis ist, keineswegs. Für ihn müssen vielmehr auch noch Maskenbälle an Bord inszeniert werden, bei denen sein Witz so heftig glänzt, daß mir die erstaunten Augen übergegangen sind. Wenn es ein Er ist, so wendet er seinen Ueberrock und hat damit ein höchst komisches Kostüm hervorgebracht, setzt sich einen eingedrückten Hut auf, der gleichfalls höchst munter wirkt, schreit einige dutzend Male entzückt all right, tanzt wie ein epileptischer Neger und ist überzeugt, genügend Humor entwickelt zu haben, um sich als würdigen Landsmann Mark Twains zu legitimieren. Ist es aber eine Sie, so leiht sie sich die Montur eines Schiffsoffiziers, besteckt sich vorn und hinten mit kleinen Sternenbannerchen, kreischt gleichfalls entsetzlich oft all right und versetzt ihre allzuprall umspannte Hinterpartie in derart konvulsivische Bewegungen, daß das Spiel der Wellen selbst bei der zwölften Windstärke dagegen phlegmatisch wirkt.

Beim hohen Himmel, nein: unsere Zeit leidet nicht an kultureller Edelfäule; sie ist kartoffelgesund. Irgendwo in Europa mag es vielleicht Orte geben, wo ein Uebermaß von Reichtum oder Bildung zur Lasterhaftigkeit des Geschmacks, zu Debauchen des Geistes und der Sinne, kurz zu jener von allen guten Bürgern so heftig beklagten Perversität ins spirituell und sensuell Aesthetische geführt hat, die man als Dekadenz, d. i. Abfall vom robust Normalen, bezeichnet, — was tut's: America robusta beweist, daß nicht immer und überall der Reichtum durch Ueberfeinerung in den Geschmack verführt, —: noch sind die Tage der Knoten!

Ich weiß wohl, daß es der gelbe Neid ist, der aus mir spricht. O ja: ein ultragelber Neid. Denn, man denke doch: reich sein und bedürfnislos, — ist das nicht beneidenswert? Ist es nicht beneidenswert, Säcke, Schränke, Häuser voll Dollars zu haben und keine Nerven? Zufrieden zu sein im Besitze ideal gut plombierter Zähne und der Ueberzeugung, daß man alles hat, wenn man Geld hat, — ist das nicht wirklich beneidenswert?

Lassen wir es dahingestellt sein. Sicher ist, daß ich dem Verkehr mit derartigen Amerikanern (denn, o ihr wunderbaren Götter, ihr werdet doch wohl auch andere auf Lager haben?) den mit sämtlichen Krüppeln und Lahmen von den Landstraßen des Orients vorziehen würde. Sie zeigen uns ihre häßlichen Gebrechen: das ist gewiß nicht schön; aber jene zeigen uns die scheußliche Plumpheit ihres Reichtums: das ist ekelhaft.

Doch man gewöhnt sich an alles; richtiger gesagt: man lernt, über alles hinwegzusehen. Nur: nachdenken muß man nicht darüber. Muß sich z. B. nicht vorstellen, wieviel frische, geistreiche, empfängliche Jungen, denen eine solche Reise das ganze Leben überglänzen würde, an der Kette der Armut liegen und sich die Seele vor Sehnsucht wundscheuern müssen, während Stumpfsinnige blöden Auges sich an all der Fülle der Gesichte vorüberlangweilen, die für jene Offenbarungen wären, für sie aber höchstens Kuriositäten sind. In der Tat: man muß so nicht denken, denn

es ist die reine, leere Vergeblichkeit, und ihr einziger Effekt ist schlechte Laune. Auch ist am Ende denen, die das Land der Griechen mit der Seele suchen, das bessere Los gefallen. Insoferne sie Künstler sind, ist das sogar gewiß. Um einen Sprung zu machen: ich glaube nicht, daß Goethe seine Iphigenie geschrieben haben würde, hätte er das heutige Griechenland gesehen. Er würde viel gelernt, für sich und uns viel gewonnen haben: aber kein Gedicht. „Das Unzulängliche ist produktiv," sagte er einmal zu Riemer: „Ich schrieb meine Iphigenie aus einem Studium der griechischen Sachen, das aber unzulänglich war. Wenn es erschöpfend gewesen wäre, so wäre das Stück ungeschrieben geblieben."

Ein wahres Glück, daß eine Gesellschaftsreise auf einem schwimmenden Kurhotel nichts „erschöpft" . . . Die Fülle der Gesichte wird durch die Menge der Gesichter immerhin etwas beeinträchtigt. Und schließlich, auch abgesehen davon: uns Modernen bleibt, wiederum mit Goethe zu reden, immer etwas zu wünschen übrig, und das heißt: zu dichten.

Im Zyklus „Le voyage" von Baudelaire fand ich darüber dies:

Was sahn ihr? Sprecht! —: Wir sahn die ewigen Sterne,
Und sahen Wüstensand und wildes Wellenspiel:
Schönes und Häßliches; o ja, wir sahen viel,
Und dennoch blieb uns Langeweil nicht ferne

Und Sehnsucht. Denn der Sonne Goldverbluten
Auf veilchenfarbenem Meer, die Purpurpracht,
Mit der die sterbende die Städte überdacht,
Sang uns von Himmeln, die noch tiefer gluten.

Offener Brief an Professor Werner Sombart.

Sehr geehrter Herr Professor!

Erfolg haben Sie ohne Zweifel mit Ihrem in Nr. 10 des „Morgen" vom 6. März veröffentlichten Artikel über die „Reklame" gehabt, denn meines Wissens ist in den letzten Jahren kaum ein Aufsatz über irgendein Thema erschienen, der in der „allgemeinen Welt" ein so großes Aufsehen erregt hat wie der Ihre. Glauben Sie mir, sehr geehrter Herr Professor, mancher Reklamechef wird mit einem gewissen Neid auf Sie blicken, weil es ihm selbst bisher vielleicht noch nie gelungen ist, für den Artikel, den er gerade zu propagieren hat, ein derartig durchschlagendes Thema zu finden, wie Sie in Ihrem Aufsatz über die „Reklame". Nachdem bereits über 4 Monate ins Land gegangen und ganze Ströme Tinte über Ihren Aufsatz geflossen sind, würde ich es kaum noch wagen, mich zu Ihrem Reklameartikel zu äußern, wenn durch Ihre vor kurzem in der „Zukunft" veröffentlichte Verteidigung die von Ihnen angeschnittene Frage nicht wieder ganz besonders aktuell geworden wäre. Da Ihr Verteidigungsartikel keine wesentlich neuen Punkte zutage fördert (wenigstens nicht, was den Hauptkern der Sache, die Propaganda, anbelangt), und Sie in Ihrem ersten Aufsatz im „Morgen" die Reklame von Grund aus verdammen (und zwar nicht bloß ihre Auswüchse), sie ferner für jeden Menschen von Geschmack rundweg als ekelhaft erklären, weil an ihr auch beim besten Willen nichts als Widerwärtiges zu finden sei, so treffen Sie, indem Sie die Reklame als Sache verdammen, auch die Ausführer derselben, die Propagandisten von Beruf, die Reklamefachleute. Und für diese möchte ich heute noch eine letzte Lanze brechen.

Doch vorher einige Ausführungen über die Reklame selbst und über den von Ihnen ver-

tretenen Standpunkt! Ihr Aufsatz über die Reklame würde nie soviel Staub aufgewirbelt haben, wenn er von einem Aesthetiker, einem Kunstprofessor oder sonst einer Persönlichkeit veröffentlicht worden wäre, die ganz der Natur oder der Kunst lebt und die mit der Geschäftswelt, mit Handel und Industrie, überhaupt mit dem ganzen modernen Wirtschaftsleben nur in sehr geringer Fühlung steht.

Da der Aufsatz aber der Feder eines Nationalökonomen entstammt, eines Professors, der noch dazu an der Berliner Handelshochschule berufen ist, junge Kaufleute heranzubilden, und zwar Kaufleute, die später einmal führende und leitende Stellungen in unserem Handel und in unserer Industrie einnehmen sollen, die sich also später als Kräfte zu repräsentieren haben, auf die unser Deutschland nicht geringe Hoffnungen setzt und von denen ein großer Teil des Erfolges und des Fortschritts in unserem Wirtschaftsleben mit abhängt, so kann zu Ihren Ausführungen, zu der Art, wie Sie die Reklame beurteilen und wie Sie über sie denken, nicht scharf genug Stellung genommen werden. Wenn Sie in Ihrem Verteidigungsartikel in der „Zukunft" sagen, daß die in Ihrem ersten Aufsatz niedergelegte Anschauung Ihre reine Privatansicht sei, so hört sich dies in der Theorie zwar sehr schön an, läßt sich aber in die Praxis nicht gut umsetzen, wenigstens nicht bei einem Amt wie dem von Ihnen augenblicklich bekleideten.

Ich glaube, Sie wissen, Herr Professor, so gut als ich, daß die großen Erfolge, die die Welt- und auch die Handelsgeschichte — wenn ich so sagen darf — zu verzeichnen hat, ohne Ausnahme nur auf dem Boden zur Verwirklichung drängender Ueberzeugungen entstanden sind, daß auf allen Gebieten menschlicher Betätigung Wirklich-Großes nur von Männern geleistet wurde, die in ihren Ideen vollständig aufgingen, also in ihnen lebten und webten. Darf ich daher fragen, Herr Professor, wie Sie es machen, wenn Sie Ihre Hörer über ein Thema aufzuklären oder von der Notwendigkeit einer Einrichtung zu überzeugen haben (dies bedingt doch wohl teilweise Ihr Amt?), die Sie selbst aus tiefstem Grunde Ihres Herzens verachten, verabscheuen und mit Ihrem ganzen Fühlen und Denken so unaussprechlich hassen, wie nur ein Weib zu hassen vermag? Sie verdammen die Reklame, weil sie dazu dient, eine Ware oder eine Leistung derart zu beschreiben, daß das Publikum dadurch veranlaßt wird, die geschilderte Ware oder Leistung gegen Entgeld zu erwerben, tunlichst mit der Wirkung, daß andere Waren oder Leistungen gleicher oder ähnlicher Art weniger gekauft werden, und weil die auf diese Art geschaffene Anpreisung den Zweck hat, Stimmungen für eine Ware oder Leistung zu machen und nötigenfalls die Konkurrenz aus dem Felde zu schlagen. — Ich habe mich in vorstehendem Satz absichtlich zum größten Teil Ihrer eigenen Worte bedient, weil ich bisher, offen gestanden, selten den Wert, den Zweck und die Charakteristik der Reklame so wunderbar festgelegt gelesen habe. Ich gestehe weiter, daß das von Ihnen Gesagte durchaus richtig den Wert der Reklame schildert und daß eine Propaganda, die all das erfüllt, was Sie ihr selbst nachsagen, den ihr zugedachten Endzweck erreicht.

Sie scheinen es bisher leider nicht in Ihre Betrachtungen gezogen zu haben, daß wir der Reklame als Kultur- und Fortschrittsfaktor sehr viel zu verdanken haben! Direkt und indirekt! Um nur ein Beispiel zu zitieren, erinnere ich an die Propaganda der Mundwasserfabrikanten, speziell an Odol. Ich stelle die Behauptung auf, daß es in allererster Linie der groß angelegten Odol-Reklame mit zu verdanken ist, daß heute wohl ein jeder Deutsche weiß, daß er sich mindestens einmal täglich den Mund auszuspülen und die Zähne zu putzen hat, und daß gesunde Zähne zu den Haupterfordernissen für das leibliche Wohlbefinden und für die Gesundheit eines Menschen gehören.

Zuzugeben wäre, daß einige Artikel, die heute mit großer Reklame auf den Markt geworfen und deren Verkauf durch stete Propaganda auf der Höhe gehalten wird, zu Hause als eine Art Hausmittel billiger herzustellen sind, als wenn sie als sogenannte Markenartikel im Geschäft gekauft werden. Doch darf man bei alledem aber nie vergessen, daß die Herstellung dieser Hausmittel, wie ich sie kurz bezeichnen will, im Hause selbst eine Unmenge Zeit in Anspruch nehmen würde. — Wieviele Stunden

eines Tages würden Sie wohl vertrödeln, sehr geehrter Herr Professor, wenn Sie sich Ihr Mundwasser täglich selbst bereiten, Ihre Schuhwichse selbst fabrizieren und all die kleinen Gegenstände selbst herstellen sollten, die Sie heute aus Bequemlichkeit, zur Erleichterung Ihrer Lebensführung als Marken- oder Spezialartikel in irgend einem Geschäft gegen immerhin geringes Entgeld erstehen können? Sie sagen, daß, wenn die Reklame nicht existierte, wir pro Tag mindestens eine Stunde weniger zu arbeiten hätten. Dem kann ich durchaus nicht zustimmen, denn würden wir die Propaganda nicht haben und würden durch sie nicht auf eine ganze Reihe Vorteile usw. aufmerksam gemacht werden, so müßten wir sehr viele nebensächliche Arbeiten selbst erledigen, die uns pro Tag sicher mehr als nur eine Stunde kosteten. Bei der weitaus größten Anzahl von Artikeln (einige Ausnahmen wird es immer geben) wirkt die Reklame durchaus nicht verteuernd auf den Gegenstand, sie verbilligt ihn vielmehr, denn eine großzügig angelegte und richtig inszenierte Reklame steigert unbedingt den Absatz einer Ware, und ein großer Absatz ermöglicht wiederum einen besseren Einkauf und eine vorteilhaftere Herstellungsweise. Ein Gegenstand in großen Massen hergestellt, kann unter allen Umständen preiswerter auf den Markt gebracht werden als ein nur in kleineren Quantitäten fabrizierter. — Außerdem ist zu beachten, daß durch die Massenfabrikation und die dadurch erreichten und bedingten niederen Preise ganz neue Absatzgebiete erschlossen und Bedürfnisse für einen Artikel in Kreisen geschaffen werden, die für den betreffenden Gegenstand bisher nie in Frage gekommen sind.

Sie vergleichen sodann Firmen und Unternehmen, die Reklame machen, mit den sogenannten „Aermelausreißgeschäften". All unsere großen Häuser, die sich auf Reklame stützen und die ihren Erfolg zum größten Teil der gemachten Propaganda verdanken, werden sich schönstens bedanken, mit obiger Kategorie von Leuten auf eine Stufe gestellt zu werden. Dadurch, daß Sie eine derartige Phrase prägten, scheinen Sie indirekt zuzugeben, daß Sie in den Betrieb einer Reklameabteilung eines großen Unternehmens noch nie genau Einsicht erhalten haben und infolgedessen auch nicht in der Lage sind, zu beurteilen, was qualitativ und quantitativ in einem derartigen Departement geleistet wird und geleistet werden muß, wenn es sich rentieren soll. Hätten wir keine Reklame, so wäre es in unserer heutigen Zeit, wo Alles überfüllt ist, wo Tausende von Artikeln auf den Markt gelangen, wo sich unter der Fülle verschiedener Waren kaum Einer zurechtfindet, für neue Firmen, die eine neue Sache auf den Markt bringen — oft zum Wohle und zum Vorteil der Menschheit — einfach ein Ding der Unmöglichkeit, diese zu vertreiben und die nötigen Käufer für sie zu finden. Daß neben einer geschickten Reklame auch der zu vertreibende Artikel gut sein und unbedingt die Eigenschaften besitzen muß, die man ihm zuschreibt, und daß für ihn vor allem auch die Vorbedingungen für den Absatz vorhanden sein müssen, ergibt sich von selbst, denn die glänzendste und überzeugendste Propaganda wird nie einen bedeutenden und laufenden Erfolg bringen, wenn die Ware ihren Zweck nicht erfüllt und nicht das hält, was man versprach.

Ferner sagen Sie in Ihrem Aufsatz: „Jede Anpreisung nun gar zum Zweck des Gewinnes ist ein Greuel für jedes noch unverdorbene Gemüt." Dieser Satz aus der Feder eines Nationalökonomen dürfte den meisten nicht ganz verständlich sein. Wenn Graf Tolstoi ihn geschaffen hätte, ließe sich die Sache hören. Schöner Augen willen treibt man doch sicher nicht Geschäfte, und die Kunst, von nichts zu leben, ist noch nicht erfunden. Um zu leben, müssen wir erwerben, müssen wir arbeiten, und ich glaube, es wird keinem Menschen etwas schaden, wenn er frühzeitig mit dieser Wahrheit vertraut gemacht wird. Und wenn Sie weiter sagen, daß uns die Reklame wider unseren Willen in das sehr wenig erfreuliche Getriebe unseres Wirtschaftslebens zerrt, daß sie uns jeden Augenblick all den Dreck, den wir ja nun einmal zu unseres Leibes Nahrung und Notdurft brauchen, erinnert, so dürften Sie auch damit nicht Vielen verständlich geworden sein. Solange wir nicht als Millionäre geboren werden, ist uns die Kenntnis des Wirtschaftslebens so notwendig, wie die Luft zum Atmen, und ich meine, wenn unser deutsches Wirtschaftsleben nicht seine jetzige

Höhe erreicht hätte, so würde Berlin heute keine Handelshochschule aufweisen, und an dieser Handelshochschule würde infolgedessen auch kein Nationalökonom Vorlesungen halten können.

Am Schluß Ihres Artikels geben Sie den Reklamefachleuten den Rat, wenigstens, wenn sie denn doch einmal Reklame machen müßten, den Humor in den Dienst der Propaganda zu stellen. Für den einen oder anderen Artikel, der der Lustbarkeit und vielleicht auch der Erholung dient, mag der Humor ab und zu angebracht sein; aber für alle? Jemand, der z. B. ein Automobil kaufen will und dafür Tausende von Mark anzulegen beabsichtigt, oder jemand, der seine kargen Ersparnisse dazu verwendet, sich eine goldene Uhr anzuschaffen (die langersehnte!), wird sich schönstens dafür bedanken, wenn ihm der Artikel mit Hilfe fauler Witze usw. aufgeschwätzt werden soll.

Der gute Rat, den Sie mit Ihrem Hinweis auf den Humor geben, ist, wenn von einigen wenigen Artikeln abgesehen wird, gründlich verfehlt und zeigt, was ich schon am Eingang meiner Ausführungen betont habe, daß Sie das Wesen, den eigentlichen Wert und den Zweck der Reklame vollständig verkennen, läßt vermuten, daß Sie den Betrieb einer Reklameabteilung eines großen Unternehmens wohl nie gesehen und deren Räume vielleicht noch niemals betreten haben. Sie dächten sonst anders über die Reklame und würden vor allen Dingen einen größeren Respekt vor ihr schon deshalb haben, weil in den Propaganda-Abteilungen der Unternehmen wohl mit die intensivste Arbeit des ganzen Betriebes geleistet wird. Ohne Zweifel hat der Kaufmann schneller denken gelernt, seit die Reklame im größeren Maßstabe in Erscheinung getreten ist, und dies sicher nicht zum Nachteil unseres Wirtschaftslebens!

Es liegt mir fern, den Beruf der Reklamefachleute mit einem besonderen Glorienschein zu umgeben, da Sie ihn aber in Ihrem Artikel indirekt verdammen und nicht wenig herabsetzen, so halte ich es für eine Pflicht, Ihnen und den vielen Laien, die der Sache fernstehen und bisher niemals mit ihr in Berührung gekommen sind, einmal kurz vor Augen zu führen, was von einem modernen Reklamechef, der seinen Beruf ausfüllen und allen Anforderungen, die die Zeit an ihn stellt, genügen will, eigentlich Alles verlangt wird. Er hat nicht nur erstklassiger Kaufmann zu sein, der alle Arten des Handels, alle Disziplinen bis in das kleinste Detail hinein beherrscht, er muß auch Wirtschaftspolitiker, Journalist, Psychолog und Soziolog sein. Er muß ein immerhin respektables Maß von Kunstverständnis besitzen, neue Konjunkturen vorausfühlen und neue Bedürfnisse schaffen können. Jeder Buchhalter, jeder Korrespondent, und wie die Unterarten des kaufmännischen Berufes alle heißen, hat sein Tagewerk getan in dem Augenblick, in dem er das Bureau verläßt. Nicht so der Reklamefachmann. Jeden Artikel, den er selbst nach getaner Arbeit liest, jedes Ereignis, das irgendwie an ihn herantritt (und sei es in der Stunde des Vergnügens), jede Neuigkeit, die ihm zugetragen wird, die er direkt oder indirekt hört, und was tausendfältig sonst in Erscheinung tritt, muß er genau untersuchen, muß sie blitzschnell übersehen, zerlegen, oft nach ihren Gründen forschen, und, endlich, überlegen, ob aus der Tatsache, der Situation sich keine Idee oder Anregung für irgendeine Reklame herausschälen läßt. Ist dies Arbeit oder ist dies keine?

Doch das Thema ist unerschöpflich und mein Raum begrenzt. Die Auffassung, die Sie, sehr geehrter Herr Professor, von der Reklame haben und die sich so gar nicht mit dem deckt, was man bei einem Nationalökonomen unbedingt voraussetzt, zeigt auch, wie ungemein wünschenswert es wäre, daß auch die Nationalökonomen, ehe sie ein Amt ausüben, mindestens ein bis zwei Semester praktisch in Handel und Industrie zu arbeiten hätten. Jeder Arzt, jeder Ingenieur, und wie die anderen akademischen Berufe, die sich unmittelbar ans praktische Leben wenden, alle heißen, muß eine wenn auch nur kurze Praxis hinter sich haben, ehe er sein Schlußexamen macht und in ein Amt einrückt. Sollte dies bei den Nationalökonomen nicht ebenfalls durchzuführen sein? Dem Handel und seiner akademisch-theoretischen Behandlung würde dies nur zum Vorteil gereichen!

Für den Fall, daß ich an der einen oder anderen Stelle meiner Ausführungen etwas heftig gewesen und in die Debatte unbewußt das Persönliche hineingetragen haben sollte, bitte ich um Entschuldigung. In meiner Absicht lag es nicht; ich wollte nur der Sache dienen und den Stand der Reklamefachleute schützen, vor entwürdigender Verkennung wahren.

Genehmigen Sie, sehr geehrter Herr Professor, den Ausdruck meiner aufrichtigen Hochachtung und Ergebenheit.

G. Leonhardt.

Frankreich und Rußland.

(Aufzeichnungen über eine Unterredung mit dem Grafen Nigra.)

Während der fast zwei Jahrzehnte, die Graf Nigra, der berühmte, im vorigen Jahre verstorbene italienische Diplomat, als Botschafter in Wien wirkte, stand der Schreiber dieser Zeilen in regstem Verkehr mit demselben. So oft irgend eine große Tagesfrage auftauchte, kam sie in unserer Unterhaltung zur Diskussion. Seine Mitteilungen waren jedoch nicht immer derart, daß ich das Recht hatte, sie in die Oeffentlichkeit zu bringen.

Die bevorstehende Reise des Präsidenten Fallières nach Rußland mag ein Anlaß sein, um zur Kenntnis der Oeffentlichkeit jene Aeußerungen Nigras zu bringen, die er über Rußland und Frankreich anläßlich des Zarenbesuches in Paris im Herbst 1896 zu mir machte. Freilich hat sich seither manches verändert. Rußland ist nicht mehr omnipotent wie damals. An Stelle Rußlands in Hinsicht auf Geltung in der Welt ist seither England getreten. Und wenn Nigra voraussagte, Frankreich würde sich eines Tages nach der Allianz mit einem zivilisierteren und freiheitlicheren Staate, als Rußland es sei, sehnen, so ist dies seither schon in Erfüllung gegangen, denn Frankreich ist nunmehr fest alliiert mit England. Freilich hat es die Allianz mit Rußland darum nicht über Bord geworfen.

Nigras Ausführungen aber haben noch immer ihre Aktualität. Sie legen die wahre Ursache bloß, die Frankreich dahin geführt hat, sich mit Rußland zu alliieren.

Nigra äußerte sich damals ungefähr wie folgt:

„Der Vertrag, der zwischen Frankreich und Rußland besteht, ist, meine ich, nicht danach geartet, daß er, wenn er dem französischen Volke bekannt wäre, diesem zur Genugtuung gereichen könnte.

Kein Zweifel, der ekstatische Enthusiasmus des französischen Volkes gilt jenem Zar, von dem man erwartet, er werde eines Tages den Franzosen zur Rückgewinnung von Elsaß und Lothringen verhelfen. Diese Hoffnung ist jedoch eitel mit Rücksicht darauf, daß die Allianz zwischen Frankreich und Rußland defensiver Natur ist. Die russische Politik ist sich dessen wohl bewußt, daß sie nur so lange Frankreich zu meistern imstande sein könne, als dieses nicht im Besitze der durch den letzten großen Krieg verlorenen Provinzen ist. Rußland, das heute die glänzende Chance hat, außer über seine eigene Armee und Flotte auch noch über die französische, außer über seine eigene Börse auch noch über den Geldmarkt Frankreichs zu verfügen, Rußland weiß sehr wohl, daß die französische Republik ihm nur darum ihre Armee, Flotte und Kredit zur Verfügung stellt, weil in Paris die Hoffnung nicht aufgegeben ist, der Defensiv-Zweibund könnte sich zu einem Revanche-Zweibunde ausgestalten, und Rußland könnte den Franzosen zu den zwei verloren gegangenen Provinzen verhelfen.

Rußland hat ein tiefgehendes Interesse, diese Illusion in den Franzosen zu erhalten — nie und nimmer aber wird es den Traum der Franzosen verwirklichen; denn verhülfe

es diesen zu Elsaß-Lothringen, so wäre damit den Franzosen die Freiheit der Aktion in Europa wiedergegeben, und sie könnten die Ketten von sich werfen, mit welchen sie der Revanchegedanke an Rußland geschmiedet hatte.

Was hätte denn Rußland davon, wenn Elsaß und Lothringen Deutschland abgenommen würden? So töricht ist man nicht einmal in Paris und ganz und gar nicht in Petersburg, daß man meint, der Fortbestand der deutschen Einheit sei auch noch jetzt von der Zugehörigkeit der beiden Provinzen zu Deutschland bedingt. Das Deutsche Reich würde keineswegs zu existieren aufhören, auch wenn Elsaß und Lothringen an Frankreich zurückgefallen wären. Die Einheit Deutschlands, die Einheit Italiens sind nicht mehr auf glückliche oder unglückliche Kriege gestellt. Rußland hätte also, ohne das deutsche Nachbarreich vernichtet oder auch nur in der europäischen Stellung wesentlich erschüttert zu haben, durch seinen Sukkurs an Frankreich, durch eine erfolggekrönte Revanche, den Franzosen nur die Unabhängigkeit des Handelns in Europa zurückgegeben. Diese Unabhängigkeit aber würde zunächst den jetzt bestehenden Zweibund auflösen, in welchem Rußland Meister und Frankreich Kreatur ist.

Man bedenke doch: wie viele Gegensätze, die zwischen Rußland und Frankreich bestehen, überbrückt heute die Revanchelust der Franzosen! Hypnotisiert von dem Gedanken an Straßburg und Metz, opfern sie Rußland ihre Interessen im Mittelmeere, ihr traditionelles Protektorat über die Christen des heiligen Landes. Ihre freiheitlichen Ideen einerseits, andererseits ihr althergebrachtes Vorrecht, die Erstgeborenen der Kirche zu sein, geben sie auf, indem sie den nordischen Autokraten und Papst der Orthodoxie feiern. An dem Tage aber, an welchem sie durch einen erfolgreichen Krieg den Frankfurter Frieden durchlöchert hätten, würden die alten französischen Volksleidenschaften, die Ströme der Aufklärung alle diplomatischen Dämme durchbrechen, und der französische Geist, in dessen Tiefen die schlauen Russen einigen Einblick haben, würde dem unter der Regierung Carnots und Alexanders III. gestifteten Werke einer unnatürlichen diplomatischen Allianz den Fehdehandschuh hinwerfen, und es würde in Frankreich der Ruf nach Allianzen mit aufgeklärten Nachbarmächten laut werden. Dann wäre es um die omnipotente Position Rußlands in Europa geschehen.

Rußlands Allmacht von heute ist keineswegs das Produkt irgend einer überragenden staatsmännischen Individualität. Rußland hat kein Genie am Ruder des Staates gesehen wie etwa Deutschland. Man tut wahrlich dem verstorbenen Zaren Alexander III. kein Unrecht, wenn man von ihm sagt, er sei aller staatsmännischen Begabung bar gewesen. Man beleidigt nicht den Zar Nikolaus II., wenn man behauptet, er werde der Welt erst zu zeigen haben, was er zu leisten vermag. Und doch gebietet Rußland in Europa. Das liegt in den Verhältnissen. Es gibt eben in Europa keine Macht, die so unbedingt wie Rußland über zwei Armeen, zwei Flotten und zwei Geldbörsen verfügt. Es wird diese unvergleichliche Chance nicht aufgeben."

Seither ist Rußland in der Mandschurei und in der Tsuschimastraße aufs Haupt geschlagen worden, und man sollte meinen, die Allianz mit diesem Staate hätte für Frankreich noch weniger Wert als vor zwölf Jahren. Aber das Umgekehrte ist der Fall. Heute hat Frankreich fast das Ziel erreicht, die beiden Westmächte mit Rußland alliiert zu sehen.

Sigmund Münz.

Solingen.

Spät erst hat die moderne kapitalistische Produktionsform in den bergischen Landen ihren Einzug gehalten. Ein Gebirgsvolk, das merkwürdig früh schon den Nutzen industrieller Betätigung erkannte und doch, der Eigenheit des Landbewohners entsprechend, sich lange dem Eindringen des Großbetriebes widersetzte. Wie die bergischen Lande gerade der Sitz der deutschen Kleineisen-Industrie wurden und zu ihrer Weltstellung emporwuchsen, ist nicht völlig nachgewiesen worden. Man weiß nur, daß schon zu den Zeiten des Großen Kurfürsten Schmiede an den schroffen Bergabhängen ihren Wohnsitz nahmen und daß französische Hugenotten Remscheid und Solingen zum Mittelpunkt der Industrie machten. Noch jetzt, wo die Großindustrie auch dort den Sieg über Handwerk und Hausindustrie davongetragen hat, ist der ländliche Charakter gewahrt worden. Selbst in den größten Betrieben herrscht Einfachheit, die in eigenartigem Gegensatz zu der modernprunkvollen Ausstattung der großstädtischen Industrieunternehmungen steht. Diese Fabrikanten, die in ihrer Fabrik ihre Welt sehen, wissen nichts von der Finanzstrategie, die dem städtischen Großkaufmann manchmal wichtiger ist als die technische Ausbildung seines Betriebes. Auf den verschlungenen Pfaden modernen Bankwesens mögen sie noch weniger Bescheid wissen. Biedere Leute, die dem Nachbar nichts Böses zutrauen, und wohl noch nie an die Möglichkeit gedacht haben, die Untreue eines Bergländers könne Hab und Gut ihnen rauben.

Die Solinger Bank genoß besonderes Vertrauen. Ein Lokalbänkchen mit winzigem Kapital schon im Jahre 1878 gegründet, das mit dem Wachstum der ansässigen Stahlschmiede-Industrie ständig wuchs. Auch prosperierte? Wer durfte zweifeln; waren nicht die Direktoren und Aufsichtsräte Solinger Kaufleute, in der Stadt und in den Dörfern der Nachbarschaft als Ehrenmänner längst bekannt? Die betrachten es als vornehme Pflicht, der Bergländer Industrie zu helfen, und hatten an ihrem Aufschwung gewiß nicht den geringsten Anteil. Der gute Ruf entschied über die Kreditwürdigkeit, und der Solinger wird das Vertrauen gewiß nicht täuschen. Da kam die Krisis an der Wende des Jahrhunderts; die hohen Kohlen- und Rohstahlpreise erschwerten manch einem Fabrikanten das Leben. Die Bank erlitt Verluste, und die Direktoren sahen ein, daß sie in ihrem Vertrauen zu weit gegangen waren. Sollten sie dem Aufsichtsrat die Fehler bekennen, die Bank zur Auflösung bringen? Schließlich werden wieder bessere Zeiten kommen und die Verluste bald wieder gedeckt werden. Man gibt eine einträgliche Stellung nicht gern preis. So wurden die Verluste kachiert und blieben dem ahnungslosen Aufsichtsrat verborgen.

Der wirtschaftliche Aufschwung kam, aber er brachte der Bank keinen Segen. Nur allzu rasch ging er vorüber. Und wieder klagten die Industriellen über die hohen Kohlen- und Stahlpreise, die von den Verbänden künstlich gehalten werden. Neue Kreditverluste traten ein; ein Versuch, durch Kapitalerhöhung noch einmal neues Geld zu bekommen, mißlang. Bald mußte der Zusammenbruch da sein. Der eine Direktor verlor den Mut und schied freiwillig aus dem Leben. Der andere folgte ihm bald nach; nicht durch Selbstmord, aber aus Gram, den der Kränkliche nicht zu überstehen vermochte.

Monate vergingen; schon tuschelte man im Städtchen über den raschen Tod. Bald hieß es, die Bank suche Anschluß an eine Großbank. Irgend etwas erschien nicht geheuer. Ein paar Vorsichtige eilten zur Kasse, ihr Geld zu holen. Die Nachfolger machten Umstände, es auszuzahlen. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Kunde. Der Aufsichtsrat wurde rasch gerufen. Und sah bald ein, daß er gezwungen ist, den Konkurs zu erklären.

Die beiden Direktoren der Solinger Bank, die Herren von Renesse und Stratmann, haben sich persönlich nicht bereichern wollen, wenn sie die Bilanzen fälschten. Sie haben auch nicht an der Börse spekuliert, und trotzdem Verluste in Höhe des gesamten Aktienkapitals erlitten. Der Zusammenbruch erfolgte nur durch eine unsinnige Kreditgewährung, und schon insofern ist dieser Fall ein Schulbeispiel dafür, daß man mit dem Allheilmittel der Trennung zwischen Depositen- und Emissionsbanken so gut wie gar nichts erreicht. Denn auch eine Depositenbank müßte Kredite gewähren, und daß die Gefahr hierbei nicht geringer ist als bei der Uebernahme von Aktien zur Einführung an der Börse, sollte nicht erst zu beweisen sein. Die Solinger Bank war eigentlich eine reine Depositenbank, denn nach ihrem Statut sollten alle Effektengeschäfte für eigene Rechnung ausgeschlossen werden, und in der letzten Bilanz ist ein Effektenbestand überhaupt nicht ausgewiesen worden. Aber gerade dadurch wird dieser Fall interessant, denn er beweist uns von neuem, wie leicht es möglich ist, falsche Bilanzen aufzustellen und nach außen hin den Eindruck der Solidität zu erwecken. Die Direktoren haben, wie festgestellt worden ist, sich von ihren Schuldnern Akzepte geben lassen und diese als Wechselbestand in die Bilanz aufgenommen. Man hätte diese Methode nicht einmal als strafbare Bilanzverschleierung bezeichnen können, und es ist recht fraglich, ob die Direktoren, wenn nichts anderes gegen sie vorliegt, hätten verurteilt werden können, wenn sie am Leben geblieben wären. Denn diese Gewohnheit, am Jahresschluß gewöhnliche Buch-

kredite, die in der Bilanz unter den Debitoren figurieren, in Wechselbestand umzuwandeln, wird leider auch bei anderen Banken (nicht bloß von den kleinsten) angewendet. Hier zeigt sich einmal in der Praxis, wie unsinnig es ist, aus einer Bankbilanz eine Liquiditätsberechnung anstellen zu wollen, wenn man die Bücher nicht gesehen hat. Sollte die Regierung aus solchen Vorkommnissen nicht endlich lernen?

Unter den sieben Mitgliedern des Aufsichtsrates ist nicht ein einziger, dem ein tieferes Verständnis des Bankgeschäfts zugemutet werden konnte. Sämtlich Solinger Industrielle: zwei Stahlwarenfabrikanten, ein Scherenfabrikant, ein Brauereibesitzer usw. Die Herren haben wohl keine Ahnung davon gehabt, daß ein Aufsichtsratsmitglied die Pflicht hat, von Zeit zu Zeit die Bücher zu prüfen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß sie regreßpflichtig gemacht werden können, obgleich die Großbanken, die sich zur Reorganisationsarbeit bereit erklärt haben, sich die erdenklichste Mühe gaben, die Sachlage zu vertuschen.

Der A. Schaaffhausensche Bankverein scheint die Abwendung des Konkurses mit besonderem Eifer betrieben zu haben. Gerade er hat ein Interesse daran, die Spuren seiner Verbindung mit der Solinger Bank zu verwischen. Er hat im Jahre 1899 die Zulassung der Aktien zum Berliner Börsenhandel beantragt und noch im Juni 1906 1,2 Millionen Mark junger Aktien zur Zeichnung aufgelegt. Böses Mißgeschick widerfährt dem Bankverein nun schon zum zweiten Male; eine von ihm patronisierte Gesellschaft kommt in Schwierigkeiten, und es stellt sich heraus, daß die Zulassung der Aktien auf Grund einer falschen Bilanz genehmigt worden ist. Ganz wie bei der Lederfabrik de Hesselle & Co. im Jahre 1904. Ein bißchen viel, scheint mir, nach so kurzer Zeit. Oder ist etwa zu leugnen, daß der Solinger Bankkrach nicht möglich gewesen wäre, wenn der Schaaffhausensche Bankverein nicht seine einfachsten Pflichten vernachlässigt hätte? Wer den Anteilen einer Aktiengesellschaft den Börsenhandel erschließt, muß doch mindestens die Gewähr dafür übernehmen, daß eine Prüfung der Bilanzen stattgefunden hat. Der A. Schaaffhausensche Bankverein hielt eine Revision nicht für notwendig, obgleich, wie aus dem Solinger Geschäftsbericht hervorgeht, nicht einmal ein beeideter Bücherrevisor die Bilanzzahlen zu Gesicht bekommen hat. Dem Aufsichtsrat allein schenkte die Berliner Großbank volles Vertrauen und erklärte nun einem Interviewer mit der Harmlosigkeit eines Kindes, daß sie getäuscht worden sei. Mit Verlaub, meine Herren vom Schaaffhausen, nur durch Ihre Nachlässigkeit. Ist Ihnen nicht bekannt, daß jedes gewissenhafte Bankinstitut Revisionsbeamte anstellt, deren Tätigkeit vornehmlich darin besteht, Kassen-, Effekten- und Wechselbestände wie die Unterlagen für die Kreditgewährung zu prüfen? Ihre Aktionäre sollten doch einmal fragen, ob ähnlich mangelhafte Kontrolle auch in Ihrem eigenen Betriebe herrscht. Der Einwand, die Einführung der Aktien zum Börsenhandel sei nur als Kommissionär erfolgt, ist nicht stichhaltig. Wer kann, wenn er eine Aktie erwirbt, erst Erkundigungen einziehen, ob der Zulassungsantrag als Kommissionär oder als Proprehändler unterzeichnet wurde. Das Börsengesetz trifft mit Recht keine solche Unterscheidung; es spricht die Haftung der Prospektunterzeichner aus, wenn sie die Unrichtigkeit der Angaben gekannt haben oder ohne großes Verschulden hätten kennen müssen. Der zweite Punkt trifft hier zu, dennoch wird der Schaaffhausensche Bankverein bei einer Regreßklage wie bei der Hesselle-Affäre den Einwand erheben, daß er nicht den Prospekt, sondern nur den Antrag zur Zulassung unterzeichnet hat. Durch diesen alten Trick sucht man den Maschen des Gesetzes zu entschlüpfen. Die Zulassungsstelle der Berliner Börse begünstigt den Kniff ihrer Standesgenossen. Mit der Begründung, daß nach ihrer Ansicht die Unterzeichnung des Zulassungsantrages mit der des Prospektes gleichwertig sei, erteilt sie die Genehmigung zum Handel; aber die Herren wissen natürlich sehr gut, daß ihre unmaßgebliche Ansicht die Gerichte nicht bindet. Das Landgericht I hat bereits in einem Falle ausgesprochen, daß das Emissionshaus von der Haftpflicht befreit ist, wenn es den Prospekt nicht unterzeichnet hat. Das Reichsgericht hat freilich noch nicht entschieden, weil den Banken der unklare Zustand viel lieber ist. Würde das Reichsgericht die Unterschrift des Prospektes als notwendige Voraussetzung der Haftung erklären, so müßte die Zulassungsstelle ihre Normen ändern. Indem man die Frage absichtlich in Dunkel hüllt, vermögen die Emissionshäuser Klagen der Aktionäre mit dem Urteil der ersten Instanz abzuschrecken, können aber ungehindert dem Wunsche des Gesetzgebers ein Schnippchen schlagen. So werden auch bei der Solinger Bank gewiß weder der Aufsichtsrat noch das Emissionshaus für die groben Unterlassungssünden verantwortlich gemacht werden, die sie seit Jahren begangen haben.

Bruno Buchwald.

Verantwortlich für den politischen Teil: Karl Schnitzler, Schmargendorf, Spandauerstr. 40; für den Börsenteil: Bruno Buchwald, Berlin C., Heiligegeiststr. 52; für alles Andere dieser Nummer: Dr. Artur Landsberger, Berlin W., Lennéstr. 3; für Oesterreich-Ungarn: Robert Feßl, Wien I. — Morgen-Verlag G. m. b. H., Berlin W. 35, Steglitzerstr. 69. — Expedition für Oesterreich-Ungarn bei J. Rafael, Wien I, Graben 28, sowie alle übrigen Zeitungsverschleiße und Buchhandlungen. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 57, Bülowstr. 66.